

Band 1234

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Totensuche

Band 1234 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



4 191914 201358

01234





GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1234

Totensuche

Eddy Aldrich war das, was man einen smarten Menschen nennt.

Immer gut drauf, stets die Augen geöffnet, ebenso wie die Nase und die Ohren, um sich kein gutes Geschäft entgehen zu lassen.

An diesem Tag betrat er mit festen, federnden Schritten den Aufzug. Es war alles wie immer. Die Tür schloss sich, der Lift fuhr an, was kaum zu spüren war, und plötzlich wurde es kalt!

Zuerst fiel Eddy nichts auf. Er stand da, hatte den Kopf nach vorn gesenkt, lehnte mit dem Rücken an der Wand und hielt die Tasche aus weichem Leder mit beiden Händen am Griff fest. Er hatte sie quer vor seine Oberschenkel gelegt und beschäftigte sich gedanklich mit der Brokerin, die er treffen wollte, um über ein Geschäft zu sprechen. Die Frau war zu attraktiv, um es nur bei dem Geschäft zu belassen, deshalb nahm er sich vor, sie so schnell wie möglich ins Bett zu kriegen.

Die Kälte unterbrach seine heißen Gedanken.

Aldrich stand schon, doch jetzt wurde er starr. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Er schaute sich in der Kabine um, sah die eloxierten Metallwände und die Decke aus dem gleichen Material. Er schaute gegen die Leiste mit den Sensorknöpfen, blickte wieder zum Fußboden und fröstelte zum ersten Mal.

Das war ungewöhnlich.

Eddy trat einen halben Schritt vor. Er merkte, dass er nervös wurde. Schlimme Gedanken huschten durch seinen Kopf. Er war allerdings nicht in der Lage, sie zu konkretisieren. Er spürte die Kälte, die über seinen Rücken kroch, die seinen Körper auch an der Vorderseite erwischte und das Gesicht ebenfalls nicht verschonte.

Wieso war das geschehen?

Die Tasche rutschte ihm aus den Fingern und plumpste vor den Füßen zu Boden. Er hob den Kopf, blickte gegen die Decke, weil er daran dachte, dass die Kälte von dort in ihn eindringen würde, aber auch da war nichts zu sehen. Es gab keine Öffnungen, aus der sie herausgeströmt wäre, um sich in der engen Kabine auszubreiten.

Hier war so vieles anders geworden. Die Kabine hatte er immer als eine solche angesehen und niemals als etwas anderes. In diesem Fall allerdings war sie zu einem Kühlschrankschrank geworden, in der sich die Kälte mit der Angst mischte.

Tief holte er Luft. Er wollte sich durch dieses Einatmen beruhigen, was nicht richtig klappte, denn er wurde nervös. Sein Herz schlug schneller, zugleich verengte sich die Brust, und der erste kleine Schub einer Panik stieg in ihm hoch.

Sein Blick fiel nach vorn. Dort befand sich die Tür. Und über ihr malte sich die Leiste ab, auf der die Zahlen aufleuchteten, wenn der Lift bestimmte Etagen erreichte.

Er wollte in die achte.

Aber die 4 leuchtete auf.

Und weiter nichts.

Es ging weder nach oben noch nach unten. Es war hier alles so anders geworden, und zu einem Entschluss gelangte er wenig später, obwohl dieser auf der Hand lag.

Der Lift fuhr nicht mehr weiter!

Er hatte in der vierten Etage angehalten, als wäre er von einer fremden Kraft abgebremst worden.

Schreckliche Vorstellungen huschten durch den Kopf des gar nicht mehr so smart wirkenden Mannes. Er dachte an die Berichte über abstürzende Fahrstühle, die tief auf dem Grund eines Kellers zerschmetterten und mit ihm die Fahrgäste.

Trotz der Kälte begann er zu schwitzen. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Sein Herz schlug noch schneller, und die Augen traten ihm aus den Höhlen. Er hielt den Mund offen, er hörte sich scharf einatmen und merkte zum ersten Mal in seinem Leben wie nahe der Tod sein konnte.

Eddys Gesicht verzog sich, als wäre die Haut aus Gummi. Zuerst drang nur ein Keuchen aus seinem Mund. Das verwandelte sich sehr bald in einen Schrei, und er warf sich nach vorn, gegen die Tür. Der erste richtige Anfall von Panik erwischte ihn mit der Wucht eines Orkans. Er hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür und wusste zugleich, dass es ein vergebliches Unterfangen war. Aber er wollte es durchziehen, denn er musste einfach etwas dagegen tun.

»Verdammt noch mal!«, brüllte er, wobei er die Worte durch das Trommeln der Fäuste gegen die Tür unterstützte. »Verdammt noch mal, ich will hier raus!«

Seine Stimme überschlug sich. Das Kratzen im Hals sorgte dafür, dass er nicht mehr sprechen konnte, aber er hämmerte mit aller Kraft weiter, ohne einen Erfolg zu erreichen, denn die Stahltür blieb geschlossen.

»Das ist doch nicht wahr!«, keuchte er, »das ist doch eine verdammte Scheiße! Das kann nicht wahr sein, verflucht! Ich ... ich ... will hier raus!«

Er hatte sich selbst überfordert. Seine Stimme erstickte. Der

Körper zuckte noch einige Male, dann sackte er zusammen und wäre beinahe zu Boden gefallen. Im letzten Augenblick konnte er sich fangen, taumelte zurück und prallte mit dem Rücken gegen die Wand. Seine rechte Hand fand den Kragen, er riss daran. Der Krawattenknoten verlor seine Form. Die Knöpfe des Hemdes sprangen auf, dann ab, tanzten über den Boden, und Eddy blieb stehen. Als er den Blick hob, sah er wieder die 4. Sie stand noch immer dort und schien ihn zu verhöhnen.

Er hustete. Dabei floss Speichel aus seinem Mund. Er klatschte zu Boden, während Eddy Aldrich in die Knie sackte, die innere Hitze spürte und zugleich die Kälte merkte, die von allen Seiten auf ihn zukroch und immer mehr Besitz von ihm ergriff.

Er konnte nicht mehr. Er war erschöpft. Die Rückseite der Kabine gab ihm Halt. Er berührte sie nicht nur mit seinem Rücken, sondern auch mit dem Hinterkopf. Die Kälte kroch durch sein Haar und breitete sich auf der Kopfhaut aus, als wollte sie ihr einen dünnen Eisfilm verleihen. Bei jedem Atemstoß kondensierte die Luft vor seinen Lippen zu eisigen Wolken.

Zischend blies er sie in die Kabine hinein. Dabei sah er mit an, dass sie nicht zerflatterten. Das Gegenteil trat ein. Die Wolken vermehrten sich und verwandelten sich dabei in einen regelrechten Nebel, der immer dichter wurde, aber sich nicht so verdichtete, als dass er nichts mehr hätte sehen können.

Das Andere war da!

Nebel. Dunst. Eiskalt. Er sah ihn und stellte fest, dass er dabei war, die gesamte Kabine auszufüllen. Für einen langen Moment war die Angst in ihm verschwunden, sodass er seine Umgebung wieder völlig normal sehen konnte. Der Nebel breitete sich aus. Er verdichtete sich, und er brachte die verdammte Kälte mit, die so schrecklich war und seinen Körper vom Kopf bis zu den Füßen erfasste. Wenn er jetzt hätte aufstehen wollen, es wäre ihm nicht gelungen, und so

musste er einfach sitzen bleiben und nach vorn starren.

Sein Gesicht war eiskalt geworden. Auf der Haut schienen sich unzählige Eissplitter verteilt zu haben, die sie völlig starr gemacht hatten. Das Licht war längst nicht mehr so klar. Durch den Nebel wirkte es diffus und verschwommen. Wenn jemand in einer Frostkammer eingesperrt war, dem würde es nicht anders ergehen. Aber hier gab es keinen, der ihn hätte befreien können.

Allmählich machte sich Eddy mit dem Gedanken vertraut, aus dieser Kabine nicht mehr wegzukommen. Normalerweise hätte der Gedanke bei ihm einen Panikanfall ausgelöst, doch selbst das war nicht mehr möglich. Diese wahnsinnige und nicht erklärbare Kälte hatte selbst sein Gefühlsleben eingefroren.

Eddy schaute auf seine Hände - und hatte das Gefühl, einen weiteren Schlag zu erhalten. Er sah sie, aber er sah auch, dass sie sich verändert hatten. Auf ihnen malte sich eine dünne weiße Schicht ab. Das konnte einfach nur Eis sein, etwas anderes kam nicht infrage. Er bewegte sie, es klappte noch soeben, aber er spürte auch, wie die Finger immer mehr versteiften und sich kaum noch krümmen ließen.

Millionen von winzigen Eispartikeln schwebten vor ihm in der Luft. Sie alle hatten sich zu dieser dicken grauweißen Schicht zusammengefunden, die die gesamte Kabine erfasst hatte. Von Wand zu Wand, von der Decke bis zum Boden...

Da stockten seine Gedanken, denn er hatte noch etwas gesehen. Eddy wusste nicht, ob er noch hellwach war oder sich bereits dem Zustand des Wahnsinns näherte, denn innerhalb der dampfenden, eisigen Wolken erschienen Gesichter.

Schreckliche Fratzen, die nie blieben, wie sie waren. Mal in die Breite gezogen, dann in die Länge. Von Sekunde zu Sekunde wechselten sie ihre Form und wurden zu Gesichtern, die einfach nur den nackten Schrecken verbreiteten.

So wie sie mussten Leichen aussehen, die im Grab lagen und allmählich verfaulten. Knochen, Hautfetzen, Münder, die an

Mäuler erinnerten und ihn angrinsten.

Eddy Aldrich saß jetzt da und bewegte sich nicht mehr. Er schaute ausschließlich auf die Fratzen, die ihn von allen Seiten umgaben. Er hätte noch seine Arme hochgerissen, um mit den Händen den Kopf zu schützen, auch das war ihm nicht mehr möglich, denn er war beinahe schon zu Eis geworden.

Sein Mund stand weiterhin offen.

Die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht. Seine Züge selbst waren durch das kalte Grauen gezeichnet, das diese Geister mitgebracht hatten.

Sie bildeten sich aus dem Nebel und vermehrten sich von Sekunde zu Sekunde. Arme streckten sich ihm entgegen. Knochige Hände von Skeletten berührten sein Gesicht und strichen durch das Haar, das ebenfalls kalt wie Eis geworden war.

Dann waren sie über ihm. Er fühlte nichts mehr. Er konnte auch nicht reden, nicht mal den Mund schließen. Er wusste nicht, ob er noch atmete, aber sein Gehirn arbeitete weiter, sodass er das Grauen weiterhin erlebte.

Etwas drang von der Stirn her in seinen Kopf ein. Es waren keine fremden Gedanken, sondern Stiche, die sich für einen Moment festsetzten und sich dann bewegten wie kleine Sägen.

Und noch etwas anderes geschah. In der Tiefe seines Körpers hatte sich etwas gebildet, das noch kälter war als die Kälte, die sowieso schon seinen Körper umklammert hielt. Er war noch in der Lage, einen Vergleich zu finden und glaubte daran, dass es eine Eisstange war, die sich in seine Brust hineingeschoben hatte, als wäre er von einem dieser eisigen Arme angegriffen worden.

Die Eisstange näherte sich seinem Herzen. Nichts hielt sie mehr davon ab. Sie kam näher und näher, sie war wie eine eisige Lanze, die immer noch unterwegs war.

Ein letztes Stöhnen. Ein Laut, der alle Angst transportierte, die Eddy umklammert hielt.

Dann war die unsichtbare Eisstange da. Sie berührte sein Herz. Es war nur ein winziger Moment, aber der reichte aus, um für einen Stillstand zu sorgen.

Vorbei!

Nicht einmal ein letzter Ruck durchzuckte Eddys Körper. Er starb in seiner starren Haltung, den Kopf leicht zur rechten Seite gedreht, die Augen bewegungslos.

Sekunden später fuhr der Lift wieder an, um sein eigentliches Ziel zu erreichen ...

Ich war aus Weimar wieder zurückgekehrt und fühlte mich nicht eben wie der große Sieger oder Held. Zwar war es Dagmar Hansen und mir gelungen, den Kunst-Vampir zu zerstören, und Justine Cavallo, die blonde Bestie, hatte ich irgendwie in die Flucht schlagen können, trotzdem fühlte ich mich ziemlich angeschlagen.

Den letzten Akt des Falls hatte ich nicht richtig mitbekommen. Da war ich durch den Schlag gegen den Kopf weggetreten gewesen, aber ich hatte mir keine Gehirnerschütterung zugezogen. Und auch die Messerwunde am Hals heilte gut. Mit den deutschen Kollegen waren wir ebenfalls gut zurechtgekommen, so hätte ich eigentlich letztendlich zufrieden sein können, aber ich war es nicht.

Die Stimmung in London war natürlich bedrückt. Es lag an den terroristischen Anschlägen, die den Menschen nicht aus den Köpfen wollte, und genau das sah man ihnen an. Sie liefen mit Gesichtern herum, in denen die Spannung stand. Hochhäuser wurden jetzt mit anderen Augen angeschaut, und es gab nicht wenige, die überlegten, ob sie nicht lieber ausziehen sollten.

Verstärkte Polizeistreifen bewegten sich durch die Straßen, Botschaften und andere wichtige Gebäude wurden bewacht.

Die allgemeine Nervosität hatte sich über alles gelegt, was sich auf zwei Beinen bewegte, und es gab kaum andere Gesprächsthemen.

Ich war noch einen Tag länger in Weimar geblieben, weil es mit den deutschen Behörden einiges zu klären gab. Dagmar Hansen hatte mich dabei unterstützt, und auch von Harry Stahl hatten wir noch die nötige Hilfe erhalten.

In London erwartete mich der leicht veränderte Alltag und natürlich ein Büro, das ich mit Suko teilte, der sich während meiner Abwesenheit um einen toten Psychologen gekümmert hatte, um herauszufinden, für wen er gearbeitet hatte.

»Da war nichts, John.«

Ich schob die leere Kaffeetasse zur Seite und stand auf. Als ich aus dem Fenster schaute, überkam mich der Zorn. »Verdammt noch mal, er muss was hinterlassen haben.«

»Hat er nicht.«

»Jeder Mensch hinterlässt Spuren.«

»Da gebe ich dir Recht. Aber nicht Dr. Barnabas Barker, nicht er. Unterlagen haben wir gefunden. Patientenkarteien. Ein Expose für ein neues Fachbuch, aber nicht mehr, das musst du mir glauben. Ich habe ja nicht allein gesucht, sondern Experten mitgenommen. Auch sie haben nichts gefunden. Tut mir Leid.«

»Mist«, flüsterte ich. »Und was hat Sir James erreicht?«, fragte ich und drehte mich dabei um.

Deshalb sah ich Suko auch lachen. Nur klang es nicht eben fröhlich. »Nichts, gar nichts, John. Das kannst du vergessen. Es ist nichts erreicht worden.« Mein Freund hob die rechte Hand. »Nicht, dass du denkst, er hätte es nicht gewollt oder es hätte ihn nicht interessiert, er konnte einfach nicht, verstehst du?«

»New York - oder ...?«

»Klar. Sir James gehört zum Stab, der in dieser Krise gebildet wurde. Er ist praktisch abgezogen worden.« Suko hob die Schultern. »Weiß der Henker, wie lange es noch dauert.«

Ich setzte mich wieder. »Wenn ich ein Fazit ziehe, muss ich

sagen, dass die Spur zu Barkers Hintermännern einfach abgebrochen ist.«

»Das stimmt.«

Es passte mir nicht. Ich konnte mich einfach nicht an den Gedanken gewöhnen, dass es Menschen gab, die gewisse menschenverachtende Forschungen finanzierten, um die Ergebnisse dann für ihre Zwecke auszunutzen. Das geschah nicht im Sinne des Erfinders, zumindest nicht nach meinem Geschmack.

»Uns sind die Hände gebunden, John, so ist das nun mal«, sagte Suko.

Ich sah ihn an. »Macht dich das nicht sauer?«

»Nein, frustig.«

»Ja, das klingt besser.«

»Hört sich an, als wolltest du nicht aufgeben?«

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Im Prinzip hast du Recht. Nur weiß ich nicht, wie ich das in die Wege leiten soll. Von offizieller Seite kann nichts unternommen werden. Vielleicht von inoffizieller.«

»Wie meinst du das?«

»Ich setze auf Bill Conolly.«

»Ja.« Suko nickte mir zu. »So gesehen, hast du ins Schwarze getroffen. Auch Bill ist verdammt frustig. Als du in Weimar warst, habe ich ihn informiert, aber das hat nicht viel gebracht. Auch Bill ist dem Ziel noch nicht näher gekommen, so sehr er sich auch bemüht hat. Es ist alles in einem Nebel verschwunden.«

»Hat er aufgegeben?«

»Nein, auf keinen Fall. Er nicht und auch Jane Collins nicht. Beide sind schließlich die Hauptpersonen in diesem Fall gewesen. Gemeinsam versuchen sie, die Leute zu finden, die es einfach geben muss, da stimme ich dir zu.«

»Das wünsche ich uns.«

Es hatte keinen Sinn, noch länger zu lamentieren, denn wir

hatten unseren Job, und ich hatte noch nie irgendwelche langen Ruhepausen erlebt. Auch jetzt, wo die Welt nicht mehr so war, wie man sie kannte, würden unsere Feinde nicht aufhören, weiterhin an finsternen und menschenverachtenden Plänen zu arbeiten, da konnte passieren, was wollte, und da machten wir uns auch keine Illusionen.

In Weimar hatte ich wieder erleben müssen, dass es immer wieder neue Möglichkeiten gab. Draucla II und Justine Cavallo waren da sehr kreativ, aber es gab noch eine andere Person, die wir nicht vergessen durften.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star und zugleich Vertreter des Dämons Baphomet auf dieser Erde. Er war dabei, ein Netz aufzubauen, er musste etwas tun, aber bisher hatte er sich noch nicht offen gezeigt. Wir hatten einen Hinweis erhalten, der mit einem Knochenfund zusammenhing, waren aber noch nicht weiter gekommen.

»Bist du denn wieder fit?«, fragte mich Suko und deutete auf meinen Kopf.

»Es reicht.«

»Okay, dann ...«

Das Telefon schlug an. Es dudelte seine Melodie. Sie war noch nicht richtig verklungen, als Suko abhob und ich das Gefühl hatte, dass es mit der Ruhe vorbei war.

Ich war zu träge, um die Lautsprecher einzuschalten, so hörte ich nicht mit, was der Anrufer zu sagen hatte. Ich fand nur heraus, dass es ein Mann war.

»Wo ist das?«

Suko wartete auf die Antwort und notierte sie. Dann wiederholte er das Geschriebene. »In den Docklands. Okay, wir kommen. Lassen Sie alles, wie es ist, Kollege.«

Für ihn war das Gespräch beendet. Er blickte über den Schreibtisch hinweg in mein Gesicht. »Keine Pause, Alter.«

»Das habe ich schon gehört. Wir müssen in die Docklands?«

»Genau.«

»Was ist dort passiert?«

Suko zuckte mit den Schultern. »Man hat einen Mann in der Kabine eines Aufzugs gefunden - tot.«

»Und das ist was für uns?«, fragte ich skeptisch.

»Ja, denn er ist nicht normal gestorben, durch einen Herzschlag oder so. Dieser Mensch ist in der Kabine erfroren und soll starr wie Metall gewesen sein.«

»Das reicht«, kommentierte ich und stand auf.

Die Docklands liegen an der Themse, ein Gebiet, das erst in den letzten Jahren saniert worden war. Man hatte die alten Häuser abgerissen und neue gebaut. Riesige Investitionen waren dafür nötig gewesen. Der alte Stadtteil an der Themse hatte sein Gesicht verloren. Er war zu einer Gegend des schnellen Geldes geworden, denn viele dieser kleinen Startup-Firmen hatten sich in den neuen Hochhäusern ihre Büros eingerichtet und im Aktienrausch auch die horrenden Mieten bezahlt.

Das war vorbei. Pleiten. Entlassungen, die Docklands blieben weiterhin. Es wurde auch noch gebaut, aber viele Büroräume blieben trotz gesunkener Mieten leer. Dennoch baute man in den Docklands weiter, weil man auf bessere Zeiten hoffte.

Unsere Adresse war eines dieser neuen Hochhäuser, die sich stolz in den Himmel reckten. Je höher die Büros lagen, desto mehr Miete wurde verlangt, denn die Aussicht war oft genug phänomenal.

Die Aussicht auf einen Parkplatz allerdings nicht. Zumindest nicht auf einen normalen. Da wir im Dienst waren, begnügten wir uns mit einem unnormalen und stellten den Rover neben einem Streifenwagen ab, der verlassen war.

Er parkte in der Nähe des Eingangs, vor dem zwei Uniformierte als Posten standen. Wir hielten unsere Ausweise in den

Händen, als wir auf sie zingingen.

Beide salutierten und einer von ihnen meldete, dass sich Chief Inspector Kershman in der achten Etage befand.

»Sie müssen den mittleren oder den linken Aufzug nehmen, der rechte ist gesperrt.«

»Danke.«

Suko und ich betraten eine dieser Hallen, die zwar funktions-tüchtig durchgestylt waren, bei mir aber immer wieder ein Frösteln hinterließen. Ich mochte diese Eingangsbereiche nicht, da konnte der Marmor noch so teuer sein.

Hinter einem Pult saß ein Mann, der eine blaue Uniform trug und nicht eben glücklich aussah, wie er vor seinen Monitoren und dem Schaltpult saß.

Wir passierten eine Sitzgruppe aus schwarzem Leder, zwischen der ein Tisch stand, auf dessen Glasplatte einige Zeitschriften lagen, die allesamt etwas mit Wirtschaft und Börsen zu tun hatten. Ihnen galt nur mein flüchtiger Blick. Auf dem Marmorboden begleitete uns das Echo der eigenen Schritte, und wieder hielten wir unsere Ausweise hoch, als der Empfangschef sich erhob, als wir in seine Nähe kamen.

»Scotland Yard«, sagte Suko. »Wir müssen hoch zum Tatort.«

»Achte Etage.«

»Danke.«

Vor dem gesperrten Aufzug war ein Band gespannt worden, und wir steuerten auf einen der beiden freien zu. Die Kabine stand unten. Als sich die Tür fast lautlos zur Seite schob und wir einsteigen konnten, überkam mich schon ein etwas mulmiges Gefühl.

Suko kam mir nach und schüttelte leicht den Kopf, als sich die Kabine nach oben hin in Bewegung setzte. »Kannst du dir vorstellen, hier drin zu erfrieren?«

»Nein, aber es ist nun mal geschehen. Möglich ist alles. Das sollten gerade wir wissen.«

»Trotzdem habe ich damit meine Probleme.«

Das verstand ich gut, denn auch ich machte mir meine Gedanken und suchte die Wände, den Boden und die Decke dieser steril wirkenden Kabine ab. Doch hier war alles normal.

Von der Fahrt nach oben war nicht viel zu spüren. Sehr sanft glitten wir in die Höhe und hatten die achte Etage bald erreicht. Den Leiter der Mordkommission kannten wir. Er war ein ruhiger und nachdenklicher Sherlock-Holmes-Typ.

Als sich die Tür geöffnet hatte und wir in einen recht breiten Flur traten, an dem sich die Bürotüren zu beiden Seiten verteilten, war es mit der Ruhe vorbei. Die Kollegen hatten sich hier ausgebreitet. Für einen Moment wurden wir böse angeschaut, dann erkannte man uns, und der Mann, der uns als Einziger den Rücken zuwandte, drehte sich um.

Es war Chief Inspector Dan Kershman. Wir hatten ihn lange nicht mehr gesehen. Sein Haar war noch dichter und grauer geworden. Es zierte ein längliches Gesicht mit einem Mund, dessen Winkel nach unten hingen. Das konnte daran liegen, dass Kershman gern Pfeife rauchte und sie oft von einer Seite des Mundes in die andere wandern ließ.

»Gut, dass Sie gekommen sind. Ich nehme an, das hier wird Sie interessieren.«

Wir reichten uns die Hand. Kershman roch nach Pfeifentabak, aber hier verzichtete er auf den Rauchgenuss. Seine Augen blickten nicht verzweifelt, aber verständnislos, und mir fiel auf, dass auch seine Mitarbeiter so wirkten, einschließlich des Arztes.

Eine Kabinentür war geöffnet worden, sodass wir freien Zutritt hatten.

Der Fotograf machte uns Platz, grinste uns kurz an, dann standen wir vor der Person, die in der Kabine auf dem Weg nach oben tatsächlich den Tod gefunden hatte.

Der Mann saß auf dem Boden. Er war tot, klar. Aber er sah trotzdem anders aus als ein normaler Toter. Es war eine andere

Starre, die ihn überfallen hatte. Er wirkte nicht so, als hätte er mal normal gelebt. Ich dachte sogar daran, ihn als eine Art Kunstobjekt zu bezeichnen, das jemand hier in der Kabine abgestellt hatte.

Kershman war hinter uns getreten. »Der Mann ist steif gefroren, völlig starr. Das müssen Sie sich mal vorstellen! Wahnsinn, sage ich Ihnen und unerklärlich. Er ist auf der Fahrt nach oben vereist. Das soll mir mal einer erklären.«

»Wir können es auch nicht«, antwortete Suko.

»Aber Sie haben jetzt ein Problem.« »Das ist wohl wahr.« Ich schaute mir den Toten genauer an. Sein Alter musste um die dreißig liegen. Er trug einen blauen Straßenanzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte, die allerdings nicht mehr so saß wie er sie gebunden hatte. Sie war nach unten gezerrt worden, und die obersten Knöpfe des Hemds fehlten ebenfalls, denn sie lagen am Boden, weil sich der Mann noch den Kragen aufgerissen hatte. So etwas tat man eigentlich nur, wenn es zu heiß war. Er aber war erfroren, und diese Kälte hielt noch an, denn als ich die Kabine betrat und ihm näher kam, da entdeckte ich auf seiner Haut eine sehr dünne Schicht aus Eis.

Das Gesicht zeigte noch den Schrecken, den er in den letzten Sekunden seines Lebens durchlitten hatte. Er musste Fürchterliches erlebt haben, ebenso Unfassbares, was ich gut nachvollziehen konnte, denn wer erfriert schon in einem Lift? Man konnte mit einer Kabine in die Tiefe stürzen und am Boden zerschmettert liegen bleiben, aber nicht zwischen den Wänden erfrieren. Das war schon eine verdammt schwere NUSS, die wir zu knacken hatten.

Ich streckte meine rechte Hand dem Kopf entgegen und berührte mit den Fingerspitzen die Wange der Leiche.

Kalt! Die Haut war eiskalt, aber auch hier anders als die einer normalen Leiche.

An meinen Fingerkuppen war eine dünne Eisschicht zurückgeblieben, die ich verrieb. Auch sie fühlte sich anders an als

normales Eis, sie war irgendwie schmierig. Während ich mich aufrichtete, machte ich mir schon Gedanken darüber und kam zu einem ersten Ergebnis, dessen Wahrheitsgehalt nicht unbedingt stimmen musste.

Es gab diesen Begriff des Ektoplasma, der aus dem Griechischen stammte und soviel wie »geformtes Ding« bedeutete. Dieser Begriff wurde in den Spiritismus eingegliedert. Da war das Ektoplasma ein von einem Medium abgesonderter Stoff, aus dem sich Geistererscheinungen bildeten. Manche sagten auch Teleplasma dazu, und hier konnte es durchaus sein, dass zwischen meinen Fingerkuppen eben ein gefrorenes Ektoplasma klebte.

Wenn das stimmte - was natürlich sehr vage war - dann hatte eine Geisterscheinung diesen Menschen getötet und ihn einfach erfrieren lassen. Wer immer der Geist auch gewesen sein mochte, er hatte den Mann gehasst.

Ich drehte mich wieder um.

»Sind Sie schlauer geworden, Mr. Sinclair?«, fragte mich der Kollege, wobei er mich zweifelnd anschaute, weil er jemand war, der nur an das glaubte, was er wirklich sah und sich über andere Dinge, die im metaphysischen Bereich lagen, keine Gedanken machte.

»Nein, noch nicht.«

»Wunderbar. Dann ergeht es Ihnen nicht anders als uns.«

»Außerdem brauchen wir Zeit.«

»Haben Sie, Mr. Sinclair, denn wir werden uns ausklinken. Das steht fest.«

»Wie heißt der Tote überhaupt?«, fragte Suko.

Dan Kershman steckte die Hände in die Taschen seiner Jacke.

»Sein Name ist Eddy Aldrich.«

»Der sagt mir nichts. Dir, John?«

»Auch nicht.«

Kershman räusperte sich. »Wir haben Zeit gehabt, uns über ihn zu erkundigen. Eddy Aldrich ist ein Mensch, der als

Investor gearbeitet hat. Besser gesagt, für eine Firma, die sich damit beschäftigt. Die Firma baut in der Regel Geschäftshäuser und hat hier in den Docklands kräftig mitgemischt.«

»Wie heißt sie?«

»London Invest.«

Ich hob die Schultern, denn mit diesem Begriff konnte ich nichts anfangen. Außerdem war das nicht mein Thema, denn mir fehlten die finanziellen Möglichkeiten, um irgendwelche großen Investitionen zu tätigen.

»Ich kenne sie auch nicht.«

»Befindet sie sich hier im Haus?«, fragte Suko.

»Nein.«

»Dann wollte er jemanden besuchen?«

»Stimmt.«

»Wen?«

»Das ist uns auch bekannt. Der Mann unten an der Anmeldung hat es uns gesagt. Die Person ist eine Frau, und sie heißt Corinna Rice. Sie arbeitet hier im achten Stock. Was geschehen ist, darüber habe ich sie bereits informiert. Sie war natürlich geschockt, und sie wartet in ihrem Büro auf uns.«

»Das ist doch schon was«, sagte ich.

Kollege Kershman war skeptisch. »Glauben Sie denn, dass diese Mrs. Rice etwas mit dem Tod des Mannes zu tun hat?«

»Nein, das glaube ich noch nicht. Aber sie ist bestimmt in der Lage, uns Auskünfte zu geben, und deshalb werden wir sie befragen. Oder haben Sie schon ...«

»Nein, Mr. Sinclair, habe ich nicht. Ich bin froh, den Fall loszuwerden. Da geht es mir wie dem Kollegen Tanner, mit dem Sie ja befreundet sind. Er ist auch immer froh, wenn er einen Fall abgeben kann. Das bin ich in diesem Fall auch. Ich kümmere mich lieber um die >normalen< Morde.«

»Können wir verstehen.«

»Und wo finden wir diese Corinna Rice?«

Kershman deutete nach rechts. »Nur drei Türen weiter. Da hat

sie ihr Büro.«

»Können Sie sagen, welch einen Eindruck sie auf Sie gemacht hat, Mr. Kershman?«

Er verzog den Mund. »Eine gute Frage. Ich will nicht vorgreifen, aber diese Person sieht aus, wie man sich eine Brokerin oder Bankerin vorstellt, die Karriere gemacht hat. Sehr freundlich, sehr tough, immer das Ohr am Puls der Zeit. Ach ja, noch etwas. Sie ist übrigens eine Farbige.«

»Danke, das reicht vorerst.«

Wir wollten gehen, aber Kershman hielt uns noch zurück. In seinen Augen schimmerte es, als er uns ansprach. »Haben Sie wirklich nichts herausgefunden, Mr. Sinclair?«

»Nein.«

»Auch nicht, als sie den Toten berührt haben?«

»Auch da nicht«, erwiderte ich. »Abgesehen davon, dass auf seiner Haut tatsächlich eine Schicht aus Eis lag. Woher die stammte, werden wir herausfinden müssen.«

»Viel Glück dabei.«

»Danke.«

Unser nächstes Ziel war das Büro der Corinna Rice. Als wir außer Hörweite der Mannschaft waren, sprach ich Suko leise an und berichtete ihm von meiner Entdeckung.

»He, meinst du wirklich, dass es sich dabei um ein Ektoplasma handelt?«

»Hundertprozentig sicher bin ich mir nicht. Aber fast, denn es hat sich anders angefühlt als normales Eis.«

»Wenn das zutrifft«, sagte Suko, und seine nächsten Worte bewiesen, dass er weiter gedacht hatte, »würde das bedeuten, dass Eddy Aldrich von einem Geist getötet wurde.«

»Genau das kann es sein.«

Mein Freund blieb stehen und schaute den hellen Gang hinab, auf dessen Boden ein blaugrauer Teppich lag und die Bilder an den Wänden alle orangefarbene Rahmen besaßen. »Ein Geist in einem Fahrstuhl, John, kannst du dir darauf einen Reim

machen?«

»Noch nicht.«

»Hier trifft Alt und Neu zusammen. Das moderne Hochhaus und dann diese archaische und dämonische Abrechnung. Ich kann mir vorstellen, dass hinter dieser Fassade einiges nicht stimmt, was wir herausfinden müssen.«

»Sicher.«

Nach drei weiteren Schritten hatten wir das Büro der Corinna Rice erreicht. Ihr Name war in einem schlichten Schild rechts neben der Tür zu lesen.

Ich klopfte zwei Mal, wir hörten ihre Stimme, dann öffnete ich die Tür und trat als Erster über die Schwelle ...

Corinna Rice arbeitete allein und wurde von keiner Sekretärin unterstützt, bei der wir uns zuerst hätten anmelden müssen.

Ein großer Raum. Modern, funktional, praktisch, aber auch irgendwie ungemütlich. Dafür hatte er große Fenster, und der Blick nach Norden war schon imposant. Auf dem Boden lag der gleiche Teppich wie im Flur, und die Stühle der Sitzecke waren mit einem orangefarbenen Stoff bezogen.

Suko hatte die Tür kaum hinter uns geschlossen, als sich Corinna Rice von ihrem Platz erhob. Sie war eine recht große Frau und trug ein brombeerfarbenes Kostüm, dessen Rock dicht über den Knien aufhörte, wie wir sahen, als sie um den Schreibtisch herumging.

Sie war eine Farbige, allerdings keine sehr dunkle. Das Braun von Milchkaffee. Die Haare hatte sie perfekt schneiden lassen. Es gab einen Mittelscheitel, von dem das Haar sich zu beiden Seiten hin wegwellte und in kleinen Bögen die oberen Hälften der Ohren bedeckte.

Ohrringe mit ebenfalls brombeer-farbenen Steinen schaukelten bei jeder Bewegung. Um den Hals trug sie eine Perlenkette

in der gleichen Farbe, und um das rechte Handgelenk wand sich ein schimmernder Goldreif.

Ein rundes Gesicht, eine recht kleine Nase, eine hohe Stirn und hellwache dunkle Augen, in denen allerdings jetzt auch Unsicherheit lag, als sie uns anschaute und auch ihr Lächeln dabei nicht ganz so erfrischend wirkte.

»Sie sind also die Spezialisten, von denen Ihr Kollege gesprochen hat?«

»Das ist übertrieben«, sagte ich.

Sie reichte uns die Hand, wir nannten unsere Namen, dann deutete sie auf die Sitzgruppe und erkundigte sich, ob sie uns etwas zu trinken anbieten könnte.

Wir entschieden uns für Wasser, und sie öffnete eine Tür in einem Einbauschränk, aus dem sie drei kleine Flaschen und ebenfalls drei Gläser hervorholte.

Den Öffner legte sie als letztes auf das Tablett und stellte es auf den Tisch mit der Glasplatte, der zwischen den vier Sesselstühlen seinen Platz gefunden hatte.

Sie beobachtete uns aus den Augenwinkeln. Sie gab sich ruhig, aber das war gespielt, denn als wir saßen, zupfte sie öfter den Rock zurecht, als es nötig gewesen wäre. Wir sahen trotzdem, dass sie sehr runde Knie besaß.

Corinna Rice trank den ersten Schluck und atmete danach heftig aus. »Ich weiß, dass etwas Furchtbares passiert ist«, sagte sie mit leiser Stimme, »aber ich kann mir den Grund nicht vorstellen.« Sie blickte uns an. »Sie etwa?«

»Nein, noch nicht.«

»Wie kann man in einer Liftkabine erfrieren?«

Ich zuckte die Achseln. »Dass es möglich ist, haben wir erlebt. Und deshalb sollten wir auch unser Denken in eine ganz andere Richtung lenken.«

»Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«

»Lassen wir das zunächst, Mrs. Rice. Kommen wir zu Ihnen und dem Toten. Eddy Aldrich wollte zu Ihnen, wenn mich der

Kollege korrekt informiert hat.«

»Ja.«

»Das hatte vermutlich einen geschäftlichen Grund.«

»Auch das stimmt.«

Ich goss Wasser in mein Glas. Erst dann stellte ich die nächste Frage. »Können Sie uns sagen, was das für Geschäfte waren oder noch werden sollten?«

Sofort wollte sie nicht mit der Sprache herausrücken. Auch ihr Blick verdüsterte sich. »Glauben Sie denn, dass unsere Geschäfte etwas mit seinem Ableben zu tun haben?«

»Wir müssen jeder Spur nachgehen. Das verstehen Sie sicherlich.«

»Ist mir klar, aber ...«

»Bitte, Mrs. Rice.«

Sie hob die Schultern und presste für einen Moment die vollen Lippen zusammen. Dann hatte sie sich wieder gefangen. »Ich arbeite für eine Bank, und wir wiederum arbeiten mit London Invest zusammen, um deren Investitionen zu finanzieren.«

»Eine staatliche Bank?«, fragte ich.

»Nein, eine private. Herzberg Brothers. Wir haben uns hier in den Docklands stark engagiert und dabei mitgeholfen, einige Gebäude zu finanzieren.«

»Man hört nicht zu viel Gutes aus den Docklands«, sagte Suko. »Alles ist zu teuer geworden. Es fehlen die Mieter und so weiter ...«

Corinna Rice trank von ihrem Wasser. Wahrscheinlich brauchte sie eine kleine Denkpause und wollte sie so überbrücken. »Die Zeitungen schreiben einiges und oft nicht die Wahrheit. Aber ich gebe zu, dass wir Anlaufschwierigkeiten hatten ...«

»Die jetzt behoben sind?«

Sie lächelte Suko an. »Sie wären möglicherweise schon zum Teil behoben worden, wären nicht die schrecklichen Ereignisse

in New York passiert. Momentan hat niemand so recht Lust, in neue Hochbauten zu investieren, aber ich bin sicher, dass wir auch diese Durststrecke hinter uns bringen werden.«

»Gut«, sagte ich. »Davon mal abgesehen, kann es sein, dass Sie Feinde haben?«

Corinna Rice zeigte sich überrascht. »Wie kommen Sie denn darauf, Mr. Sinclair?«

»Ich meine nicht Sie persönlich, sondern mehr die Firma, für die Sie tätig sind.«

»Im Geschäftsleben hat jeder Feinde, die ich allerdings nicht als solche bezeichnen würde. Für mich sind es mehr Konkurrenten oder Mitbewerber. Wenn wir den Begriff so definieren, dann gibt es natürlich Banken, die mitgeboten haben. Aber bei diesen Geschäften kommt es nie zu einem Mord und schon gar nicht auf eine derartige unerklärliche Art und Weise. Das kann ich mir einfach nicht vorstellen.« Sie schüttelte heftig den Kopf, sodass ihre glatten Haare flogen.

»Und trotzdem ist es passiert«, sagte ich.

»Leider.«

»Wie war denn Ihr Verhältnis zu Eddy Aldrich?«, wollte Suko wissen. »Kamen Sie gut miteinander zurecht?«

»Ausgezeichnet. Wir haben uns geschäftlich perfekt verstanden. Wir arbeiten schon seit Jahren mit London Invest zusammen, und bisher ist alles glatt gegangen. Da gab es keine Probleme.«

»Sehr gut«, meinte Suko. »Dann würde uns noch interessieren, warum er Sie heute besuchen wollte.«

Die Frau runzelte die Stirn und schaute auf den Glastisch. »Wir wollten über eine neue Investition reden, an der unsere Bank Interesse zeigte.«

»Darf man fragen, um welche es dabei ging?«

»Ja, das ist kein Geheimnis. Kommen Sie bitte mit.« Corinna Rice erhob sich mit einer sehr damenhaft und wie einstudiert wirkenden Bewegung, während wir nicht so locker aufstanden.

Unser Weg führte zu dem einen großen Fenster, vor dem ein wadenhoher Heizkörper seinen Platz gefunden hatte.

Für einige Sekunden ließen wir uns von dem atemberaubenden Ausblick ablenken. Ich schaute nach Westen, weil ich das Yard Building suchte, aber es war leider nicht zu sehen.

Wir hatten die Frau zwischen uns genommen, die jetzt ihre rechte Hand ausstreckte und sie leicht nach unten bewegte. »Wenn Sie direkt nach gegenüber schauen, sehen Sie ein Gebäude, das sich noch im Bau befindet.«

Wir senkten unsere Köpfe und sahen nicht viel mehr als ein Gerüst, gar nicht mal hoch und von einer Verschalung umgeben.

»Ein zweites Geschäftshaus?«, fragte ich.

»Ja. Und auf dem Grund und Boden, zu dem auch dieses Haus gehört. Wir haben das Areal damals gekauft, aber da war ich noch nicht bei Herzberg Brothers beschäftigt.«

»Verstehe«, sagte ich, »und jetzt soll die Bank London Invest noch einen weiteren Finanzierungsschub geben.«

»So war es vorgesehen.«

»Hätte es denn geklappt?«

Der direkten Antwort wich sie aus. »Das kann ich Ihnen nicht konkret sagen, denn die Verhandlungen standen erst am Anfang. Es hätte klappen können, nur hätte London Invest sehr viel Geduld aufbringen und einen perfekten Plan haben müssen. Ohne garantierte Mieter hätten wir uns nicht eingemischt, das kann ich Ihnen sagen, ohne irgendwelche Geheimnisse zu verraten, meine Herren.«

»Gibt es die denn?«, fragte Suko.

Corinna Rice drehte sich meinem Freund zu. »Wie meinen Sie das, Inspektor?«

»Ich denke an die Geheimnisse.«

»Nein, nicht dass ich wüsste. Ich glaube nicht, dass es welche gibt, bestimmt nicht.«

»Kann sein.« Suko wandte sich wieder ab und ging mit

langsamen Schritten auf die Sitzecke zu. »Lassen Sie mich das anders formulieren. Ich kann mir vorstellen, dass nicht alle Menschen mit dem einverstanden waren, was Ihre Bank und auch London Invest vorhatte. Oder liege ich da falsch?«

»Liegen Sie nicht.«

»Dann gab es Ärger?«

Auch Corinna Rice und ich hatten uns vom Fenster weggedreht. »Nein, Inspektor, so kann man es nicht nennen. Es wurde gegen den neuen Bau protestiert, aber das ist schon bei diesem hier geschehen. Das kann man schon fast als normal betrachten.«

»Wer hat denn dagegen protestiert?«, erkundigte ich mich.

»Waren es militante Umweltschützer oder Green Peace?«

»Weder das eine noch das andere. Es ging da um eine uns völlig fremde Gruppe.«

»Kennen Sie Namen?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

»Was wissen Sie überhaupt über die Gruppe? Es muss doch ein Motiv bekannt gewesen sein.«

Corinna Rice nahm wieder ihren Platz ein. »Ich habe mich nie so darum gekümmert. Ich bin auch nicht der Chef. Das ist Sam Preston. Es kann sein, dass er mehr weiß. Mir ist nur bekannt, dass die Protestler Warnbriefe verschickt haben, die allerdings nichts mit irgendwelchen terroristischen Dingen zu tun hatten.«

»Dann kennen Sie den Inhalt?«, fragte ich, als ich mich ebenfalls setzte.

»Ungefähr.«

»Was stand darin?«

Sie winkte ab. »Für mich waren es Spinner. Man hat uns davor gewarnt, auf diesem Areal hier Häuser zu errichten.«

»Warum tat man das?«

»Den Grund habe ich nicht begriffen. Man sprach von einem heiligen Boden. Von einem Areal, das in sehr frühen Zeiten mal ein Friedhof für einen Stamm oder Ähnliches gewesen ist.

Es wäre ein Frevel, hier Häuser zu bauen, denn durch diesen Bau würde man die Ruhe der Toten stören.« Sie begann zu lachen, was allerdings wenig echt klang. »Das hört sich an wie das Expose zu einem Spielberg-Film.«

Suko und ich waren plötzlich verdammt aufmerksam geworden, weil wir beide das Gefühl hatten, den Beginn eines roten Fadens in den Händen zu halten.

»Sie haben sich natürlich nicht an die Warnungen gehalten«, sagte mein Freund, »wie man sehen kann.«

»Natürlich nicht. Es ist auch nichts passiert.«

»Gab es denn konkrete Drohungen?«, wollte ich wissen.

Corinna Rice lehnte sich zurück und strich über ihr schwarzes Haar. »Konkret nicht. Es fiel einige Male der Begriff >Totensuche<, daran kann ich mich noch erinnern.«

»Blieb es dabei oder gab es Einzelheiten?«

»Nicht direkt, wenn ich mich recht erinnere. Die Totengeister sollten auf keinen Fall vertrieben werden. Wenn das passiert, würde es schlimm für die Menschen werden. Dann wurden sie sich erheben und schreckliche Rache nehmen. Wir haben natürlich darüber gelacht.«

»Lachen Sie jetzt auch noch?« Corinna Rice schaute mich an. Sie wollte etwas sagen, verschluckte die Worte allerdings, und ich bemerkte, dass ihre dunkle Haut einen fahlen Schimmer bekam. »Bitte, Mrs. Rice ...« »Warum fragen Sie? Meinen Sie, dass der Tod des Eddy Aldrich etwas damit zu tun haben könnte?«

»Sein Ableben war zumindest ungewöhnlich und auch unerklärlich für uns. Bis jetzt, aber nun müssen wir die Dinge mit anderen Augen betrachten, Mrs. Rice.«

»Glauben Sie denn an Geister?«, flüsterte sie fast entsetzt.

»Das spielt jetzt keine Rolle«, sagte ich, »aber wir sind nicht grundlos hier erschienen. Man hat uns geholt, weil der Fall eben so ungewöhnlich ist, verstehen Sie?«

»Ich beginne zu begreifen«, gab sie mit leicht zitteriger Stim-

me zu. »Sie kümmern sich also um ungewöhnliche Fälle, bei denen die normalen Polizeimethoden versagen.«

»So ist es.«

»Und nehmen auch Geister in Kauf?«

»Ja.«

Die Antwort schockierte sie. Sie entschuldigte sich und stand auf. Mit schnellen Schritten ging sie auf die eingebaute Schrankwand zu, öffnete eine zweite Tür und legte somit ein Fach frei, in dem einige alkoholische Getränke standen. »Wenn Sie einen Whisky oder einen Cognac möchten, müssen Sie es sagen. Ich jedenfalls kann jetzt einen gebrauchen.«

»Er sei Ihnen gegönnt, wir allerdings verzichten gern.«

»Gut.«

Nach dem Gluckern war das Cognacglas sehr gut gefüllt. Sie trank, kam wieder an unseren Tisch, setzte sich, nahm noch einen Schluck und stellte das Glas dann auf den Tisch. »Das habe ich jetzt gebraucht«, flüsterte sie, »wobei sie tief Atem holte und für einen Moment die Augen schloss, dabei allerdings weitersprach. »Wenn mich nicht alles täuscht, dann gehen Sie davon aus, dass diese Protestlergruppe Recht behalten hat. Da sind die alten Geister der Toten aktiviert worden, die nun damit beginnen, Rache zu nehmen.«

»So könnte es gewesen sein«, sagte Suko.

Corinna Rice trank noch einen dritten Schluck, bevor sie ihre Hand gegen den Mund presste. Die Augen wirkten noch größer als sonst, und sie schüttelte sehr langsam den Kopf. Schließlich hatte sie sich wieder gefangen, ließ ihre Hand sinken und flüsterte: »Wenn man den Faden weiterspinnt, dann ist damit zu rechnen, dass Eddy Aldrich nicht der einzige Tote bleiben wird -oder?«

»Darauf müssen wir uns wirklich einstellen«, erklärte ich. »Aber es ist unsere Aufgabe, dies zu verhindern, und darum werden wir uns kümmern.«

»Das heißt, Sie wollen Geister jagen?«

»Im Prinzip schon.«

Wir schauten zu, wie Corinna Rice zusammenzuckte. Es konnte sein, dass sie uns bisher etwas vorgespielt hatte, denn jetzt entdeckten wir Angst in ihrem Gesicht. »Soll ich Ihnen ehrlich etwas sagen?«

»Wir hören.«

»Ich habe Angst davor, in einen Fahrstuhl zu steigen. Mir könnte ja das Gleiche passieren wie Eddy.«

»Wir wollen es nicht hoffen«, erwiderte ich, wohl wissend, dass es nur ein schwacher Trost war, »aber wir werden uns bemühen, den Fall so schnell wie möglich zu lösen.«

»Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?«, fragte sie.

»Indem wir uns mehr Informationen besorgen. Zum Beispiel über die Protestler.«

»Nein, nein!«, rief sie. »Die tauchten ja gar nicht auf, wenn ich recht informiert bin. Es gibt sie nicht als Personen. Sie haben sich nur in Briefen gemeldet.«

»An wen waren sie gerichtet?«

»Unter anderem an Sam Preston. Er ist mein Chef. Direktor der Bank. Er untersteht direkt den Herzberg-Brüdern.«

»Dann werden wir ihn besuchen müssen. Wissen Sie, ob er vielleicht schon Bescheid weiß, was hier geschehen ist?«

»Ich habe ihn noch nicht angerufen und hielt mich an den Ratschlag Ihres Kollegen.«

»Das ist gut.«

Sie wies zum Telefon. »Wollen Sie ihm Bescheid geben?«

»Nein, wir werden schon allein zurechtkommen.«

»Er ist sehr beschäftigt.«

»Für uns wird er Zeit haben. Uns würde interessieren, wo sich sein Büro befindet.«

»In der City. Nicht weit vom Piccadilly entfernt. Es wäre trotzdem besser, wenn Sie ihn anrufen. Dann kann er seine Termine umleiten, und Ihr Besuch würde auch nicht so viel Aufsehen erregen, wenn Sie eine Konferenz unterbrechen.

Bitte, das ist nur ein Vorschlag, den ich Ihnen machen kann. Entscheiden müssen Sie selbst.«

Suko und ich suchten eine Verständigung über die Augen. »Wäre nicht schlecht«, meinte mein Partner.

»Okay. Sie haben uns überzeugt. Stellen Sie die Verbindung bitte her, Mrs. Rice.«

Sie erhob sich und ging zu ihrem Schreibtisch. Suko und ich blieben ebenfalls nicht sitzen. Unsere Gesichter zeigten alles andere als einen fröhlichen Ausdruck. Wenn wir da in eine alte Rache hineingeraten waren, konnte das noch mehr Tote geben. Killende Geister waren nicht so einfach zu fangen. Je mehr Menschen starben, um so größer wurde die Furcht bei den Lebenden. Es würde sich herumsprechen, wie gefährlich es war, in diesem Hochhaus zu leben, und ich konnte mir auch vorstellen, dass Mieter ihre Büros verließen. Gut sah das alles nicht aus, das war für uns schon klar. Und es war auch nicht leicht, Geister zu stellen, denn sie konnte man nicht so leicht fangen wie Menschen.

Über ähnliche Fälle hatte ich schon gehört und gelesen. Aber sie waren in den Staaten passiert und nicht hier auf der Insel. Bei uns gab es keine alten Indianer-Friedhöfe wie in den USA, wo plötzlich Geister auftauchten und Rache nahmen.

Allerdings hatten die Amerikaner daraus gelernt. Sie setzten keine Bauten mehr dorthin, wo sich die Kultstätten der Ureinwohner befunden hatten. Aber welche Ureinwohner gab es hier?

Da waren die Angeln, die Sachsen und auch die Kelten mit ihrer Druiden-Magie. Ich persönlich tippte, wenn das alles zutraf, mehr auf die Kelten, die sich wohl auch in diesem Gebiet herumgetrieben hatten. Dann konnte es hier eine alte keltische Kultstätte gegeben haben, und ich fragte mich, ob wir das noch herausfanden, denn frühgeschichtliche Unterlagen würde es davon kaum geben.

Corinna Rice stand hinter dem Schreibtisch und telefonierte.

Ihre halblaute Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Bitte, Giselle, das kann doch nicht wahr sein ...«

Beide wurden wir aufmerksam. Stellten aber keine Frage, sondern hörten zu, was Mrs. Rice zu sagen hatte. Mit einer Hand hielt sie den Hörer an ihr Ohr gedrückt, die Finger der anderen trommelten auf die Schreibtischplatte.

»Wirklich unterwegs zu mir?«

Wenn das stimmte, war es noch besser.

Sie fragte noch mal nach, erhielt die gleiche Antwort und beendete durch Auflegen des Hörers das Gespräch. Nachdem sie tief ausgeatmet hatte, drehte sie den Kopf und schaute uns an.

»Sam Preston ist nicht in seinem Büro.« Sie lachte auf. »Ob Sie es glauben oder nicht, er befindet sich auf dem Weg hierher, hat mir seine Sekretärin gesagt.«

»Um so besser«, sagte ich.

»Gab es denn einen Grund?«, erkundigte sich Suko.

»Ich persönlich kenne keinen. Giselle hat auch nichts von dem toten Eddy Aldrich erwähnt. Wahrscheinlich hat Sam noch nichts davon gehört.« Sie hob die Schultern. »Dann wird er ja gleich hier bei mir sein.«

»Das hat man Ihnen gesagt?«

»Sicher.«

»Aber Sie sehen nicht zufrieden aus - oder irre ich mich da?«

»Sie irren sich nicht, Mr. Sinclair. Ich bin alles andere als zufrieden.«

»Was gibt es für Probleme?«

Sie räusperte sich, dann sprach sie weiter. »Ich wundere mich nur darüber, dass er mich nicht angerufen hat. Das ist völlig neu für mich. Das hat er sonst immer getan. Ich habe gewissermaßen eine Vorwarnzeit bekommen. Ich konnte mich dann vorbereiten und schon einige Unterlagen herauslegen. Aber jetzt...« Ihre Stimme sackte ab und sie schaute mit starrem Blick ins Leere.

Wir wussten nicht, ob wir uns Sorgen machen sollten, aber dies hier war ein Fall, der die Normalität auf den Kopf gestellt hatte, und deshalb entschieden wir uns, bei Corinna Rice im Büro zu bleiben.

»Das ist mir auch lieber«, flüsterte sie.

Sam Preston war ein Mann, der die fünfzig seit zwei Jahren überschritten hatte. Er sah nicht so aus, wie man sich landläufig den Geschäftsführer einer Bank vorstellt.

Der Mann war klein, besaß einen Kugelbauch, hatte ein Faible für braune Anzüge und Brillen mit dicken Horngestellen, besaß nur wenig Haare auf dem fast kugelrunden Kopf, und sein Gesicht zeigte stets eine gewisse Blässe, wie bei Menschen, die nur sehr wenig das Licht der Sonne sahen.

Wer jedoch in die Augen hinter den Brillengläsern schaute, der lernte einen anderen Sam Preston kennen. Der Blick war kalt, forschend und zugleich sezierend. Er zeigte etwas von dem Durchsetzungsvermögen, das dieser Banker besaß.

Verheiratet war er schon seit zehn Jahren nicht mehr. So ging er ganz in seinem Job auf und auch in seinen Hobbys, vorausgesetzt, man ließ ihm die Zeit.

Das eine Hobby war der Porsche. Er liebte diese Marke und hatte sich inzwischen seinen dritten Wagen zugelegt. Sein zweites Hobby waren Frauen. Bestimmte, denn einmal im Monat suchte er ein Domina-Studio auf, um dort seine Befriedigung zu finden.

Auf der Fahrt dachte er weder an seinen Porsche, obwohl er darin saß, noch an eine Domina, denn der letzte Anruf hatte ihn elektrisiert. Es roch nach Ärger.

Etwas war mit einem Mitarbeiter von London Invest passiert. Er hatte einen Termin bei Corinna Rice gehabt, war aber nicht bei ihr eingetroffen. Durch einen kurzen Anruf hatte Preston

erfahren, dass etwas nicht so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte, und dem wollte er auf den Grund gehen.

Okay, er hätte die Rice anrufen können, aber er wollte sie überraschen. Das tat er nicht oft, denn die Rice war gut. Man konnte sie allein arbeiten lassen. Bisher hatte sie es immer geschafft, die besten Kunden und Investoren für die Bank zu holen, aber wenn Aldrich in Schwierigkeiten war, dann konnte es auch etwas mit Corinna Rice zu tun haben und folglich auch einiges mit der Bank.

In früheren Jahren hatte sich Preston gern als »Troubleshooter« bezeichnet. Diesen Spitznamen führte er zwar jetzt nicht mehr, aber er erinnerte sich wieder daran, und er würde ihm alle Ehre machen und die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen.

Den Porsche fuhr er für sein Leben gern. Nur an diesem Tag war er davon nicht so sehr begeistert, denn im Londoner Verkehr nutzte ihm auch der schnellste Wagen nicht. Da wäre er mit dem Rad viel besser vorangekommen.

Soweit ging seine Liebe nun doch nicht. Außerdem stand kein fester Termin. Die Docklands liebte er. Das heißt, er hatte sie geliebt. Damals, als in diesem Gebiet noch Aufbruchstimmung geherrscht hatte, doch davon war nicht mehr viel übrig geblieben, denn es hatten einfach zu viele Firmen dichtmachen müssen. Die Räume in den Häusern standen leer, es kamen keine Mieten mehr herein, und auch die Besitzer der In-Lokale stöhnten über den Gästeschwund. Einige hatten sogar schon Pleite gemacht, und auch die Bank zeichnete die ersten Verluste.

Trotzdem sollte noch ein zweites Haus finanziert werden. Einfach um ein Zeichen zu setzen. Besonders jetzt war es wichtig, da das Blutschwert des Terrors über der Welt schwebte.

Wenn es nach dem Verkehr in den Docklands ging, hätte dieses Gebiet boomen müssen, doch das war leider nicht so.

Trotzdem kam Preston voran und sah sehr bald das von seiner Bank finanzierte Hochhaus vor sich. Aber er sah noch mehr, denn als er ankam und Kurs auf die Tiefgarage nahm, da sah er die Polizeiwagen, die soeben abfuhr.

Preston fuhr langsamer, weil er sonst den Weg der anderen Fahrzeuge gekreuzt hätte. Er hielt sogar kurz an, um die Autos vorbeizulassen. Fast geduckt hockte er hinter dem Steuer, die Augen verengt, die Lippen zusammengekniffen.

Wieder kam ihm der Grund seiner Fahrt in den Sinn. Es musste etwas passiert sein, sonst wären die Bullen nicht aus diesem Haus gekommen. Also war es kein Gerücht.

Preston spürte, wie die Nervosität in ihm hoch stieg. Eisige Finger strichen über seinen Rücken hinweg und sorgten dafür, dass sich dort die Haut zusammenzog. Er war kein Schwarzseher, erst recht im Geschäftsleben nicht, aber in diesem Fall befürchtete er, dass die Bank Schaden nehmen könnte, und genau das war es, was er nicht wollte. Er kannte seine Chefs, sie konnten gnadenlos sein, wenn es um das Geschäft und vor allen Dingen um den Profit ging.

Als er freie Fahrt hatte, war er noch so in Gedanken versunken, dass ihn erst das Hupen der hinter ihm stehenden Fahrer aufschreckte, ehe er wieder anfuhr und den Weg zur Tiefgarage nahm, in dem bestimmte Parkplätze reserviert waren.

Für Sam Preston war immer einer frei. Er tippte in die Tastatur Codezahlen ein, dann fuhr er an und rollte den geschwungenen Weg hinab auf das offene Tor zu.

Die Garage gehörte zu denen, in denen selbst Frauen kaum Angst bekamen, weil sie sehr hell war. Nicht mal die Scheinwerfer musste Preston einschalten, als er mit seiner silbergrauen flachen Flunder den roten Pfeilen auf dem grauen Boden folgte, dann nach rechts abbog und seiner Parktasche entgegenfuhr, die wie immer leer auf ihn wartete.

Anhand der hellen Kreise an der Wand wusste er genau, wie weit er fahren musste, um nicht gegen das Hindernis zu stoßen.

Rechtzeitig genug stoppte er ab und stellte den Motor aus. Auch das Licht der beiden Scheinwerfer erlosch.

So ganz unvorbereitet wollte er doch nicht bei seiner Mitarbeiterin eintreffen. Deshalb holte er sein Handy hervor, um sie anzurufen, aber dazu kam es nicht mehr, denn Sam Preston erlebte plötzlich eine Veränderung.

Übergangslos wurde ihm kalt!

Im ersten Moment bewegte er sich nicht. Er saß da, wie jemand, der lauscht. Dann legte er das Handy auf den Beifahrersitz und runzelte die Stirn. Er überlegte. Woher kam die Kälte? Strömte sie aus dem Wagen? Bestimmt nicht. Dann hätte er sie bereits auf der Fahrt gespürt, aber das war nicht der Fall gewesen. Es musste einen anderen Grund geben, denn er bildete sie sich nicht ein.

Preston schnallte sich los. Die Kälte drang praktisch von allen Seiten gegen ihn.

Dann sah er den Nebel, der draußen an seinem Porsche vorbeizog. Seine Gedanken stockten. Es war für ihn nicht erklärbar. Er saß auf dem Sitz, schaute nach vorn und schüttelte den Kopf, als er mit seinen Blicken den dünnen Schwaden folgte, die zwischen der Frontscheibe und der Wand entlangtrieben und dabei sehr dünn und flattrig aussahen.

Ein Gedanke riet ihm, den Wagen zu verlassen und aus der Tiefgarage zu verschwinden, aber Preston blieb sitzen, weil er diesem Phänomen einfach auf den Grund gehen wollte. Er suchte nach einer Lösung und kam auf den Gedanken, dass möglicherweise Auspuffgase durch die Tiefgarage trieben. Auf der anderen Seite kam das nicht in Betracht, denn die heutigen Autos waren mit Katalysatoren ausgerüstet, so dass keine dicken Schwaden mehr aus den Auspuffrohren quollen.

Je länger er im Porsche saß, desto stärker wurden die Fragen und um so weniger Antworten fand er. Sein Gesicht wies ein Erstaunen auf, das schon dem eines Kindes gleichkam, und tief in seinem Innern baute sich eine Warnung auf, die ihm mitteil-

te, dass er sich in einer Gefahr befand.

Die Kälte nahm zu!

Sam Preston schüttelte sich, als könnte er sie so von seinem Körper lösen. Auf einmal merkte er, dass er schon zu lange im Wagen saß. Er hätte längst daraus verschwinden müssen. Stattdessen hatte er sich um die Nebelschwaden gekümmert, die immer dichter geworden waren und jetzt den gesamten Wagen einhüllten.

Das war verrückt, ohne Sinn. So etwas konnte einfach nicht normal sein. Es gab keine Quelle, die diese Nebelschwaden entlassen hätte. Er wusste auch, dass der Nebel kalt sein konnte, aber diese Kälte hier war schon unnatürlich.

Und jetzt sah er sie auch innerhalb des Wagens. Sie hatten den Weg gefunden, obwohl die Scheiben nicht geöffnet waren. Sie bewegten sich durch die geschlossenen Fenster und ebenfalls durch die Karosserie. Sie waren wie lange kalte Finger, die an seinem Körper hoch krochen, auch die nicht von Kleidung bedeckte Haut erreichten und dort einen Eisfilm hinterließen.

Seine rechte Hand näherte sich nicht mal der Tür, um sie zu öffnen. Sam war einfach zu fasziniert von der Erscheinung, die nicht nur die unnatürliche Kälte mitbrachte. Jetzt sah er auch etwas anderes, was er zunächst für eine Täuschung hielt, weil ihm seine überreizte Fantasie etwas vorspielte.

Innerhalb des weißgrauen Nebels erschienen Gesichter und auch Körper. Schreckliche Fratzen, Körper, die nicht fest waren und sich bewegten. Sie lösten sich aus dem Grau des Nebels und sahen aus wie vereiste Tote, die als Relikt der Vergangenheit aus den Tiefen irgendwelcher Gräber gestiegen waren.

Fratzen, die nur mehr aus Knochen bestanden. Grauweiße Skelette. Knochenhände und Knochenarme, für die das Auto kein Hindernis darstellte, denn sie kamen überall durch. Sie brachten die Kälte mit, die sich wie ein Ring aus Eis um seine

Brust legte und sich dort verbreiterte, als würde ein Gürtel immer weiter wachsen.

Sam Preston verstand die Welt nicht mehr. Er war noch in der Lage, zu denken, aber mehr passierte mit ihm nicht. Auch wenn er es versuchte, es war ihm nicht möglich, sich zu bewegen. Er hing in seinem Sitz fest und fühlte sich zum ersten Mal als Opfer.

Die Kälte und der Nebel schlichen auch weiterhin in seinen Porsche hinein. Der Dunst umtanzte ihn. Er glitt in seine Haut hinein, und Preston spürte sehr deutlich, dass auch seine inneren Organe in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Das kalte Gefühl fraß sich gnadenlos weiter. Er sah die Gesichter. Er sah die Knochen. Alles kam ihm so plastisch vor. Hätte er sich bewegen können, es wäre ihm sicherlich gelungen, nach ihnen zu fassen, aber er glaubte nicht, dass er sie auch hätte halten können.

Etwas schwebte direkt vor seinem Körper in die Höhe. Woher es gekommen war, wusste er nicht, aber er konnte die Gestalt sehr genau sehen. Auch hier hatte er es mit einem Toten zu tun, der längst verfault war. Nicht mal Haut- oder Fleischreste hingen von den bleichen, kahlen Knochen nach unten.

Sam Preston schrie!

Nein, er schrie nicht. Es sah nur so aus, als würde er schreien. Sein Mund stand offen. Er selbst hatte sich mit dem Rücken hart in den Sitz gedrückt. Die Arme hatte er angewinkelt, die Hände waren offen, die Finger gekrümmt, und es sah so aus, als wollte er nach irgendwelchen unsichtbaren Feinden greifen.

Vor ihm schob sich der bleiche Nebelgeist noch höher. Das Totengesicht grinste ihn an. Die Knochen zitterten, eine Hand strich mit ihren Fingerspitzen über sein Gesicht hinweg - oder war es doch nur ein Nebelstreif?

Er schaffte es noch, die Augen zu bewegen und senkte den Blick. So sah er seine eigenen Hände, die er auf die Knie gelegt hatte. Die Haut hatte eine andere Farbe erhalten, weil sie von

einem dünnen Eisfilm bedeckt war.

Seine Hände glichen ebenfalls den Klauen der Toten!

Bisher hatte er in seinem Innern nur die Kälte gespürt. Jetzt kam noch etwas anderes hinzu. Es kroch in seinen Körper. Es war ein anderes Gefühl. Es war ihm fremd. Zumindest hatte er es lange nicht mehr erlebt, aber jeder Mensch kannte es.

Die Angst!

Die kalte brutale Angst hatte sich wie ein Gast breit gemacht und hielt seine Seele fest, um sie Stück für Stück aufzufressen. In jeder der kalten Nebelgestalten sah er das gleiche Sinnbild. Es war der Knöcherner mit seiner Sense, der nur darauf wartete, zuschlagen zu können. Das Metall sollte tief in seinen Körper dringen, sein Herz in der Mitte zerreißen und ...

Prestons Gedanken stoppten, als hätte das Eis sie einfach geschluckt. Er kam nicht mehr weiter. Er war durcheinander. Hinter der Stirn jagten sich die Gedanken. Sie schienen zu explodieren und aus dem Innern des Kopfes etwas wegzusprengen.

Er riss den Mund auf!

Das schaffte er noch, aber er bekam ihn nicht mehr zu. In seiner Kehle entstand ein Laut, der an ein Röcheln erinnerte, das allerdings nicht hoch kam und auf halbem Weg stecken blieb.

Das Herz arbeitete noch.

Nur langsamer als gewöhnlich. Zwischen jedem Schlag lag eine längere Pause, und Preston glaubte zu spüren, wie es immer mehr vereiste, denn die verfluchte Kälte beschränkte sich nicht auf das Äußere seines Körpers. Sie drang auch nach innen und umklammerte jedes Organ.

Luft bekam er nicht mehr. Deshalb hatte er das Gefühl, ersticken zu müssen. Noch konnte Sam sehen und stellte fest, dass die eiskalten Totengeister allesamt seinen Wagen erreicht hatten, um ihn als Opfer zu suchen.

Angst und Verzweiflung durchströmten ihn. Ihm war plötz-

lich klar, dass sein geliebter Porsche für ihn zu einer Todesfalle geworden war, aus der es kein Entrinnen mehr gab.

Noch schlug das Herz!

Jeden Schlag nahm er wie einen unheimlichen Glockenklang hin, der bis in seinen Kopf dröhnte und sich dort ausbreitete. Er merkte die wahnsinnige Angst, die alles andere überdeckte. Und die Gestalten waren da. Grässliche Fratzen, Klauen, skelettierte Arme, die jedoch keinen Widerstand boten, sondern als Geister aus dem Reich der Toten gekommen waren.

Dann griffen sie richtig zu.

Oder etwas hatte zugegriffen. So genau wusste er das nicht. Er spürte nur einen rasenden und wilden Schmerz in der Brust, der alles in seinem Körper auseinander riss. Er explodierte innerlich. Nichts in ihm blieb mehr heil. Als letzten Eindruck kurz vor dem Tod nahm er das Zerreißen seines Herzens mit, dann hatte der Sensenmann seine Waffe geschwungen und das Leben des Mannes ausgelöscht...

Corinna Rice war nervös, das konnte sie nicht verbergen. Während wir auf unseren gepolsterten Stühlen saßen, bewegte sie sich mit steifen Schritten durch ihr Büro, fuchtelte mit den Armen, murmelte hin und wieder ein paar Worte vor sich hin, die allerdings mehr ihr selbst galten und nicht an uns gerichtet waren.

Sie war eine Frau, die sich im Geschäft auskannte und die sich wirklich sicher bewegte. Nun allerdings zeigte sie eine Unsicherheit, die schon erschreckend war. Aus ihr schien eine völlig andere Person geworden zu sein.

Sie hielt es auch nicht mehr aus, immer durch das Fenster zu schauen. Als sie es zum vierten oder fünften Mal getan hatte, drehte sie sich mit einer scharfen Bewegung um, als wäre ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, den sie in die Tat umsetzen

musste.

Sie ging mit schnellen Schritten auf uns zu, blieb am Tisch stehen und hob das Glas mit dem Whisky an, den sie sich inzwischen eingeschenkt hatte.

»Sorry«, sagte sie, setzte das Glas an die Lippen und kippte den Whisky weg.

»So nervös?«, fragte ich.

»Ja.« Sie stellte das Glas wieder zurück. »Ich bin wirklich nervös, Mr. Sinclair.«

»Wegen Ihres Chefs?«

Auf ihrer glatten Stirn zeigten sich Falten, als sie nachdachte. »Ja, auch, wenn ich ehrlich sein soll. Ich bin es nicht gewohnt, tut mir echt Leid. Mein Chef hätte angerufen. Er geht nie ohne sein Handy fort, das weiß ich.«

»Was wollen Sie jetzt tun?«

»Kann ich denn etwas tun?«

»Sicher. Sie können ihn anrufen. Oder haben Sie seine Handynummer nicht?«

Sekundenlang schaute sie mich an, dann hob sie die rechte Hand und schlug sich gegen ihre Stirn. »Ja, verdammt, Sie haben Recht. Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Obwohl er es nicht gern hat, wenn man ihn im Wagen anruft. Nur bei dringenden Fällen, aber ich werde es tun.«

»Das nehmen wir auf unsere Kappe«, sagte Suko.

»Danke, aber das ist nicht nötig.« Sie hatte bereits ihren Schreibtisch erreicht und ließ sich dahinter nieder. Während sie wählte, wippte sie mit ihrem Stuhl hin und her, schaute gegen die Decke und drehte sich schließlich, was kein Problem war, denn sie hielt ihren tragbaren Apparat am Ohr.

Niemand meldete sich. Auch dann nicht, als sie darum bat, dass sich Preston doch melden sollte. Schließlich gab sie es auf und legte den Apparat wieder zurück auf die Station.

»Da geht keiner dran.«

»Schlecht oder gut?«, fragte ich.

»Eher schlecht«, flüsterte Corinna Rice zurück, und ihr Blick verlor sich dabei.

So wie sie reagierte nur jemand, der in seiner eigenen Furcht steckte und nicht mehr in der Lage war, dort ohne Hilfe rauszukommen.

»Bitte«, sagte sie schließlich, dabei klappte sie die Hände zusammen, »was wir hier erleben, ist völlig unnatürlich. So kenne ich meinen Chef nicht. So hat er noch nie reagiert, das müssen Sie mir glauben.«

»Sie machen sich also Sorgen!«, stellte Suko fest.

Corinna Rice warf den Kopf zurück und lachte. »Sorgen, sagen Sie? Das ist untertrieben. Ich mache mir sogar große Sorgen.« Von ihrem Schreibtisch aus fixierte sie uns beide und sprach weiter. »Sam Preston ist jemand, der immer im Dienst ist. Man kann ihn auch in der Nacht stören, wenn es um ein Geschäft geht. Er ist ein knallharter Bursche, der Tag und Nacht nur an den Profit denkt. Immer bereit. So habe ich ihn noch nie erlebt. Was jetzt passiert ist, das ist für mich ein Rätsel und völlig neu, glauben Sie mir.«

»Dann müssen wir etwas tun!«, sagte Suko.

»Und was?«

Mein Freund beugte sich vor. »Es gibt eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist er noch unterwegs, oder er hat bereits sein Ziel erreicht.«

»Damit meinen Sie das Haus hier?«

»Natürlich.«

»Und nun?«

»Gibt es noch weitere Büros, in denen er zu tun haben könnte? Geschäftlich, meine ich.«

»Nein, nur hier oben.«

»Was fährt er für einen Wagen?«

»Er liebt seinen Porsche.«

Suko schaute mich an. »Der müsste doch zu finden sein, wenn wir eine Fahndung ausschreiben.«

»Allerdings.«

»Wollen Sie das so weit treiben?« Corinna Rice zeigte sich verunsichert.

»Sie können ja seine Sekretärin noch mal anrufen«, schlug ich vor.

Entschieden schüttelte sie den Kopf. »Nein, das möchte ich nicht. Ich will sie nicht beunruhigen. Da müssen wir uns schon eine andere Möglichkeit einfallen lassen.«

Corinna Rice hatte es geschafft, auch uns durch ihre Mutmaßungen nervös zu machen. Ich blickte Suko an, der seine Stirn in Falten gelegt hatte.

Er nahm dies als Aufforderung hin, etwas zu sagen und nickte mir kurz zu. »Okay, ich denke, John, das wir tatsächlich etwas unternehmen sollten.«

»Schlag was vor.«

Das tat er auch, nur anders, als ich es mir vorgestellt hatte, denn er wandte sich wieder an Corinna Rice. »Hören Sie, Mrs. Rice, wenn Ihr Chef zu Ihnen fährt, wird er irgendwo seinen Wagen abgestellt haben. Gibt es da einen besonderen Platz, an dem ...«

»In der Tiefgarage.«

»Oh.«

»Ja.« Sie nickte. »In der Tiefgarage haben wir einige Stellflächen gemietet. Dort lässt er seinen Wagen immer stehen.«

»Jetzt bist du an der Reihe«, sagte mein Freund.

Ich wusste, worauf es hinauslief. »Du meinst, dass wir dort nachschauen sollten?«

»Ja, genau.«

»Warum.«

Suko lächelte. »Das kann ich dir rational nicht erklären.« Er deutete gegen seinen Bauch. »Spürst du nicht dieses Kribbeln darin?«

»Irgendwie schon.«

»Es ist eine Chance, John, mehr nicht.«

»Ja, wenn du das sagst.«

»Überzeugt bist du nicht?«

»Lass uns fahren.«

Corinna Rice hatte zugehört. »Moment mal«, sagte sie, »wollen Sie tatsächlich nach unten in die Garage fahren?«

»Hatten wir vor.«

Sie stand auf und schüttelte den Kopf. Dabei sagte sie: »Eigentlich habe ich mehr an eine Liftkabine gedacht, in der ja das Schreckliche passiert ist.«

»Mit dem Lift werden wir nach unten fahren.«

Corinna Rice zuckte zusammen, als sie meine Ankündigung hörte. Dann trat ein ängstlicher Ausdruck in ihr Gesicht. Die harte Businessfrau begann sich zu fürchten.

»Ich habe schon daran gedacht, die Treppen zu nehmen. Was einmal passiert ist, kann sich leicht wiederholen.«

»Es steht Ihnen frei, die Treppe zu benutzen, Mrs. Rice. Wir werden normal nach unten fahren.«

»Und Sie fürchten sich nicht?«

»Nein, vor wem denn?«

»Ja«, sagte sie lachend. »Da haben Sie Recht. Vor wem sollten wir uns fürchten?«

»Kommen Sie.«

Ich war schon auf dem Weg zur Tür. Corinna und Suko folgten mir mit langsamen Schritten. Dabei hatte ich den Eindruck, als müsste die Frau von Suko geschoben werden. Als sie ging, schien sie bei jedem Schritt stoppen zu wollen. Ihre Haut war grau geworden, der Blick unstet. Eddy Aldrichs Tod musste sie schon stark mitgenommen haben. Besonders die Umstände.

Trotz ihrer Angst stieg sie mit uns in den Lift. Zwar kostete es sie Überwindung, aber sie schaffte es. Als sich die Tür schloss, da schimmerten Schweißperlen auf ihrer Stirn.

»Sie brauchen sich wirklich nicht zu fürchten«, sagte ich und lächelte ihr zu.

»Das sagen Sie so.«

»Keine Sorge.« Ich nahm ihre Hand, die kalt war und auch zitterte. »Es dauert nur einige Sekunden, dann haben wir es hinter uns.«

Sie blickte mich an, als könnte sie mir nicht glauben, aber ich hatte nicht gelogen. Es verging wirklich nicht viel Zeit, bis der Lift in der Tiefgarage anhielt und sich die Tür zur Seite schob, damit wir die Kabine verlassen konnten.

Corinna Rice ging als Erste, und ich sah, dass sie aufatmete. Wer die Tiefgarage betrat, der konnte das Gefühl haben, irgendwo hinzugehen, nur nicht in eine Tiefgarage.

Es war hell. Das lag nicht nur am Licht, sondern auch an den beigefarbenen Wänden.

»Jetzt müssen Sie uns nur noch erklären, wo sich ihre gemieteten Parkplätze befinden«, sagte Suko.

»Kommen Sie bitte mit!«

Corinnas Stimme hatte wieder an Festigkeit gewonnen. Auch ihr weiteres Verhalten deutete auf eine neue Selbstsicherheit hin. Sie ging nicht mehr so geduckt und auch nicht so langsam.

Wir hatten uns nach rechts gewandt und gingen dabei an einer Mauer entlang. Corinna Rice hatten wir in die Mitte genommen. Ich selbst glaubte nicht daran, dass wir den Wagen hier in der Tiefgarage sahen, aber es war besser, als im Büro zu warten, wo die Nervosität von Sekunde zu Sekunde schlimmer geworden war.

»Da ist was passiert«, sagte Corinna plötzlich.

»Woher wissen Sie das?«

Sie schaute kurz nach rechts, wo Suko herging. »So etwas kann ich spüren. Manchmal bin ich eben sehr sensibel, das müssen Sie mir einfach glauben.«

Wir gingen noch einige Meter, als sie den rechten Arm anhob und ihn ausstreckte. Dabei schwang sie ihn leicht nach links auf eine Lücke zwischen zwei Säulen.

»Da sind die ...« Sie stockte für einen Moment, blieb stehen

und verkrampfte sich. »Mein Gott, der Wagen steht ja da. Sehen Sie ihn? Sehen Sie den Porsche?«

Jetzt, da wir wussten, wo wir hinschauen hatten, fiel er mir auch auf. Ja, da stand ein Porsche in dem abgeteilten Feld. Silbergrau und auf der mittleren der drei Parkflächen, die für die Bank reserviert worden waren.

»Also ist er da«, kommentierte Suko.

»Vielleicht haben wir ihn verpasst.« Corinna war aufgeregt. »Es kann sein, dass er mit einem anderen Lift nach oben gefahren ist. Oder halten Sie das für unmöglich?«

»Nein.«

Ich ließ die beiden reden und ging schneller auf den Wagen zu. In mir war ein ungutes Gefühl aufgestiegen. Ich wusste plötzlich, dass etwas nicht stimmte. Sekunden später hatte ich den Wagen erreicht, schaute hinein - und sah den Toten ...

Komisch, ich war nicht mal sehr überrascht. In den letzten Sekunden hatte ich sogar fast damit gerechnet, aber jetzt, als ich durch die Seitenscheibe hineinblickte, da spürte ich schon die Stiche, die sich um mein Herz herum ausbreiteten.

Wir hatten verloren. Die andere Seite war doch schneller gewesen. Und jetzt bildete sich auch die dünne Eisschicht auf meinem Rücken, die auch blieb, als ich mich umdrehte und den beiden anderen entgegenschaute, die nicht mehr weit von dem Porsche entfernt waren.

Ich musste nichts sagen, denn Suko sah meinem Gesicht an, dass etwas passiert war. Er ging schneller und erreichte mich vor Corinna Rice.

»Und?«

»Schau in den Wagen.«

Mein Freund bückte sich. Trotz der leicht getönten Scheiben war zu erkennen, dass wir es hier mit einem Toten zu tun

hatten. Sam Preston saß hinter dem Lenkrad. Er war nicht mehr angeschnallt und musste in den letzten Sekunden seines Lebens noch einen harten Schlag bekommen haben, denn er war zur Seite gerutscht und lehnte mit der rechten Schulter an der Tür. Er sah schlimm aus und bot den schrecklichen Anblick einer Leiche. Es gibt auch Tote, die ein friedliches Aussehen zeigen. Das war bei ihm nicht der Fall. Er hatte seinen Mund so weit aufgerissen, als sollten die Lippen und die Haut darum herum reißen. Auch seine Augen standen offen. Den letzten Blick hatte ich nicht deuten können, ich konnte mir leicht vorstellen, dass er einen wahnsinnigen Schrecken und eine starke Angst empfunden hatte.

Corinna Rice war weitergegangen. Auch sie ahnte durch unser Verhalten, dass etwas Schreckliches passiert war und wollte nicht in den Porsche hineinschauen. Zwei Schritte hinter dem Heck stoppte sie.

»Ist er ...«

Ich nickte. »Ja, er ist tot!«

Sie sagte zunächst nichts und riss nur den rechten Arm hoch, um den Handballen gegen ihre Lippen zu pressen. Sie verdeckte dabei noch mehr von ihrem Gesicht, sodass mir nur die großen Augen auffielen, die mich ängstlich und erschreckt anstarrten.

Langsam sank ihre Hand nach unten. »Wie ... wieso denn?«

»Ich nehme an, dass er auf die gleiche Art und Weise gestorben ist wie Eddy Aldrich.«

»So nicht erklärbar?«

»In gewisser Weise schon.«

Suko hatte die Fahrertür des Porsches geöffnet. »Kommst du mal, John?«

»Bleiben Sie ruhig hier stehen«, rief ich Corinna zu und drehte mich um.

Suko stand am Wagen. Er hielt sich an der Tür fest und deutete mit einer Hand in den Porsche. »Schau ihn dir genauer

an und denk dabei an Eddy Aldrich.«

Ich beugte mich in den Porsche und brauchte erst gar nicht lange nachzuforschen, denn bereits beim ersten Blick hatte ich erkannt, was hier passiert war.

Auch an dem Gesicht und den Händen der Leiche zeichnete sich die feine Eisschicht ab, die ich schon von Eddy Aldrichs Haut her kannte. Ich wollte trotzdem auf Nummer sicher gehen und machte wieder die Fingerprobe. Etwas von dem Rest bekam ich los und rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ja, das war Eis. Aber ein besonderes. Nicht so körnig, auch nicht so nass, sondern leicht schmierig. Fast zu vergleichen mit Öl oder einem dünnen Fett.

»Dein Kommentar, John?«

Ich tauchte wieder aus dem Wagen hervor. »Ektoplasma. Und zwar gefroren.«

Er nickte. »Also haben wir es auch hier mit einem Geist als Killer zu tun.«

Suko schaute sich um. »Wir können ihn nicht sehen, nicht suchen, wir erleben nur seine verdammte Hinterlassenschaft. Oder seine Rache. An wem, John, will er sich rächen? Will er alle Menschen auslöschen, die hier leben? Und warum?«

»Ich hoffe nicht, dass es dazu kommt. Zwei Tote reichen mir, aber im Prinzip hast du Recht. Er will sich dafür rächen, dass hier etwas entstanden ist, mit dem er nicht einverstanden war.«

»Er oder sie?«

»Beides kann zutreffen. Es muss nicht unbedingt nur ein Geist gewesen sein.« Ich deutete zu Boden. »Sollte sich hier eine mystische Kultstätte der Kelten befunden haben oder sogar ein Friedhof, dann müssen wir davon ausgehen, es mit zahlreichen dieser rächenden Totengeister zu tun zu haben.«

»Die irgendwann mal erscheinen werden«, murmelte Suko.

»Möglich.«

»Und nebenan wird ein zweites Hochhaus in die Höhe gezogen. Vielleicht ist es das, was sie nicht wollen. Dass ihr

Gelände nicht noch mehr geschändet wird. Sie wollen verhindern, dass man weiterbaut. Warnungen sind ja schon eingetroffen, wie Corinna Rice sagte. Aber nicht durch die Geister.«

»Dann gibt es eben eine Person, die mehr über sie und die Vergangenheit weiß.«

»Genau die müssen wir finden.«

Erst jetzt hatte sich Corinna Rice in unsere Nähe getraut. Da Suko die Fahrertür noch nicht zugedrückt hatte, konnte sie einen Blick in das Innere werfen.

»Ja, ja, ja!«, flüsterte sie und ballte die Hände zu Fäusten. »Das ist er. Das ist Sam Preston. Großer Gott, ich ... ich ... hätte das nicht gedacht, verdammt!« Sie drehte den Kopf schnell zur Seite, um ja nicht hinschauen zu müssen.

»Wie ist das nur möglich?«, flüsterte sie einige Sekunden später. »Wie kann das sein?«

»Wir werden es herausfinden«, erwiderte ich, und mein Stimme klang nicht eben überzeugend. So war es eigentlich immer. Zuerst stand man nur da, war geschockt durch den Anblick, den unsere Feinde hinterlassen hatten, und erst dann fingen wir mit unserer Arbeit an, die hoffentlich positiv beendet wurde.

»Erst Eddy, jetzt Sam Preston. Da steckt doch Methode und System dahinter«, flüsterte sie.

»Das können Sie laut sagen«, erklärte Suko. »Sogar ein bestimmtes System der Rache.«

Corinna Rice war nicht so geschockt, als dass sie den Hintersinn der Worte nicht verstanden hätte. »Wir haben ja Warnungen bekommen.« Sie holte tief Luft. »Niemand hat sie ernst genommen, auch ich nicht. Aber es hat sie gegeben, und das ist kein Geist gewesen, denke ich. Oder schreiben Geister Briefe?«

»Bestimmt nicht«, gab ich zu, um danach die nächste Frage zu stellen. »Haben Sie die Briefe noch?«

»Nein!« Sie schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

Scharf atmete sie ein. »Das will ich Ihnen sagen. Wir haben das alles nicht ernst genommen. Die Briefe trafen ein, wurden gelesen und verschwanden im Shredder. Sam Preston war der Meinung, dass es immer wieder Idioten gibt, die sich aufblasen müssen. So haben wir die Briefe dann vernichtet.«

»Das war nicht gut.«

»Im Nachhinein ist mir das auch klar.« Sie senkte den Blick und umfasste sich selbst mit den Armen.

In der Garage war es ruhig. Nur einmal war jemand mit seinem Wagen während unserer Anwesenheit abgefahren. Weiter weg. Er hatte nichts gesehen.

»Willst du Kershman anrufen, John?«

»Das muss ich wohl.«

»Und was soll ich tun?«, flüsterte Corinna Rice.

»Ganz einfach«, erklärte ich, »machen Sie Feierabend, gehen Sie nach Hause.«

»Wäre am besten«, murmelte sie, »aber das kann ich nicht. Ich kenne den Grund auch nicht. Ich bin irgendwie gelähmt und kann nicht mal richtig nachdenken.«

»Es ist wirklich besser für Sie, wenn Sie tun, was mein Kollege vorgeschlagen hat«, unterstützte Suko mich.

»Ja, schon«, murmelte sie. »Aber damit werde ich die Angst nicht los, verstehen Sie? Nicht die Angst und nicht meine Gedanken, denn ich fürchte mich davor, die Nächste zu sein. Erst Eddy, dann Sam Preston und anschließend ich.«

»So weit braucht es nicht zu kommen«, beruhigte ich sie. »Unser unbekannter Gegner hat bisher nur hier im Haus getötet und nicht außerhalb. Er wird seine Gründe dafür gehabt haben. Er hätte Preston ja auch in seinem Büro umbringen können. Das hat er nicht getan. Warum wohl, wenn ich fragen darf?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber ich. Es hängt wohl alles mit diesem und möglicherweise noch mit dem Hochhaus zusammen, das nebenan gebaut

werden soll. Alles weitere können Sie vergessen.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja, glauben Sie mir.«

Sie zögerte noch immer. Sie fürchtete sich, und wahrscheinlich würde sie sich noch mehr ängstigen, wenn sie allein war.

Das merkte auch Suko. »Kommen Sie, Mrs. Rice, ich werde Sie nach oben begleiten.«

»Danke, Inspektor, das ist toll...«

Ich wollte die beiden nicht so ohne weiteres gehen lassen.

»Einen Moment noch, bitte. Ich hätte da eine Frage an Sie, Mrs. Rice.«

»Bitte.«

»Es geht um die Warnungen, die Sie schriftlich erreicht haben. Ist Ihnen da nichts aufgefallen oder können Sie sich an etwas erinnern, was darin stand und was die andere Seite forderte?«

»Nicht wortwörtlich.«

»Dann bitte sinngemäß.«

»Man wollte eben nicht, dass wir weiterbauen.«

»Sie meinen das zweite Hochhaus?«

»Ja, Mr. Sinclair. Das wird durch unsere Bank mitfinanziert, und Aldrich wollte für die Vermietung der einzelnen Etagen und Räume sorgen. So jedenfalls sah die Zusammenarbeit der beiden Firmen aus. Aber dagegen hatten bestimmte Kräfte wohl etwas. Ob nebenan weitergebaut wird, weiß ich auch nicht. Aufgrund der Vorfälle in New York haben die Menschen sowieso Angst. Da würde kaum jemand Etagen in einem Hochhaus mieten. Das muss man so sehen. Hinzu kommt eben noch das andere, das einfach nicht zu greifen ist.«

»Die Briefe waren aber nie unterschrieben, nehme ich an?«

»Genau, Mr. Sinclair. Wenn sie unterschrieben gewesen wären, hätte ich den Namen sicherlich nicht vergessen. Das müssen Sie mir glauben. Jedenfalls wird sich einiges bei unseren Geschäften ändern.«

Davon war ich ebenfalls überzeugt, sagte es ihr aber nicht, sondern nickte nur.

Suko legte ihr eine Hand gegen den Rücken. »Kommen Sie, Mrs. Rice, ich bringe Sie jetzt hoch.«

»Ja, danke«, erwiderte sie flüsternd. »Das ist sehr nett von Ihnen. Ich werde packen und tatsächlich nach Hause gehen, aber die Angst werde ich nicht los.«

Beide gingen weg und ließen mich neben dem Wagen mit dem Toten darin stehen.

Ich griff zum Handy, weil ich den Kollegen Kershman anrufen wollte und hatte das flache Gerät noch nicht aus der Tasche gezogen, als sich etwas radikal veränderte.

Plötzlich erwischte mich der Kältestoß!

Im ersten Moment war ich so überrascht, dass ich nichts tat und mich nicht mal bewegte.

Ich hatte zwar irgendwie damit gerechnet, dass etwas passieren würde, aber nicht so schnell. Auf der anderen Seite war es gut, dass sich die Welt öffnete, so wusste ich wenigstens, mit wem ich es als Feind zu tun hatte.

Noch waren die anderen nicht zu sehen, aber ich traf bereits meine Vorkehrungen und wich sicherheitshalber bis an die Wand der Garage zurück, bis sie mir am Rücken Deckung gab.

Suko und Corinna Rice waren längst verschwunden. Eine Garage ist normalerweise kein einsamer Ort. Es herrscht ein ständiges Kommen und Abfahren, aber in meinem Fall hatte sich das Bild geändert. Um mich herum war es still. Alles Menschliche schien von mir fern gehalten werden zu sollen. Ich hörte so gut wie nichts. Ich sah die Autos, das helle Licht, zwischen den abgestellten Karossen die Gänge, die Pfosten, die eine Decke stützten, und war irgendwie froh über die Helligkeit, denn ich kannte auch andere Tiefgaragen, die düster wie

eine Gruft waren.

Trotzdem verschwand das unheimliche Gefühl nicht. Es hatte sich bei mir eingenistet, und es hing natürlich mit der Kälte zusammen, die wie ein unsichtbarer Feind auf mich zuschlich.

Es war auch kein Ort zu erkennen, wo sie sich entwickeln hätte können. Kein Zentrum. Sie war einfach da, und sie erwischte mich von verschiedenen Seiten.

Ich dachte wieder daran, wie ich das Eis zwischen meinen Fingern verrieben hatte. Auch jetzt kam es mir schmierig vor. Eben wie Öl und nicht wie ein normales Stück Eis, das auf der warmen Haut zu Wasser zusammenschmolz.

Und so ähnlich erwischte mich auch die Kälte. Nicht trocken, eher feucht. Unsichtbare Finger, die über meine Haut strichen, als wollten sie mich streicheln.

Für mich stand längst fest, dass es sich um einen dämonischen Angriff handelte. Oder um einen aus dem Reich der Toten, dessen Tore sich geöffnet hatten. Der Tod der Männer war völlig unnatürlich gewesen, und jetzt sollte ich ihr gleiches Schicksal erleben.

Dagegen wollte ich etwas tun. Das Kreuz hing nicht mehr lange vor meiner Brust. Ich nahm es ab und ließ es zunächst mal in meiner Tasche stecken. Dann wartete ich ab.

Waffen, die irgendwelche Geister erledigt hätten, besaß ich nicht. Mit einer geweihten Silberkugel konnte ich sie nicht vernichten. Die einzige Chance war das Kreuz, das sich leider nicht erwärmt hatte, sodass mich der Eindruck überkam, es gar nicht mal mit dämonischen Wesen zu tun zu haben.

Die Kälte blieb, aber sie verstärkte sich nicht. Sie lag auf meinem Gesicht. Ich wischte darüber hinweg, wollte die Blutzirkulation anregen und für eine Wärme sorgen, aber das war nicht möglich. Und wieder hatte ich den Beweis, dass diese Kälte aus einer anderen Welt stammte, die nun den Eintritt in eine normale gefunden hatte.

Dann tauchte zum ersten Mal der Nebel auf!

Auch dabei war für mich kein Zentrum zu erkennen. Er war plötzlich da und schob sich über den Boden. Er sah weiß aus, an manchen Stellen auch grau, und er befand sich in ständiger Bewegung. Er blieb zudem dem Boden verwachsen und breitete sich dicht über ihm aus wie ein See, ohne ihn zu verlassen.

Nur so konnte er steigen ...

Meinen Platz hatte ich nicht gewechselt. Als Beobachterposten war er ideal, und meine Gedanken beschäftigten sich plötzlich mit einem ganz anderen Nebel, der noch schrecklicher war.

Ich dachte an den Todesnebel. Wer mit ihm in Berührung kam, wurde vernichtet. Nicht nur einfach getötet. Sein Körper löste sich auf, aber das war hier nicht der Fall. Dieser Nebel tötete anders. Er sorgte dafür, dass die Körperfunktionen der Menschen einfach einfroren.

Er kam in Wellen!

Um mich herum hatte er bereits einen Kreis gebildet, der nie gleich blieb. Er stieg an, zog sich zusammen, und er hatte bereits die in der Nähe stehenden Fahrzeuge bis hoch zu den Reifen verschluckt.

Er war ein Nebel, der ständig Nachschub erhielt, ohne dass ich die Quelle entdeckte, aber die Kälte ließ sich nicht aufhalten. Sie hatte mich als Opfer gesucht und gefunden.

Sie strömte in meinen Körper hinein, nachdem sie die Füße erreicht hatte. Sie wurden zuerst kalt, und ich konnte dabei zuschauen, wie die Schwaden langsam aber sicher an mir in die Höhe glitten. Sie waren wie kalte Schlangen, die ihren verdammten Frost abgaben, um mich starr werden zu lassen.

So waren Sam Preston und Eddy Aldrich gestorben. Sie hatten sich nicht darauf einstellen können und kannten auch kein Gegenmittel. Ich war mir ebenfalls unsicher. Als ich mein Kreuz hervorholte und es in den Nebel hielt, da reagierte er nicht so wie beim alles zerfressenden Todesnebel damals. Der

Nebel verschwand nicht. Er blieb. Er drehte sich. Er zog sich etwas von meinem Kreuz zurück, aber es dauerte nicht lange, bis er sich wieder auf den Weg machte.

Da war einiges nicht in Ordnung. Das Kreuz hätte den Nebel eigentlich vertreiben müssen, wenn die andere Seite als Feind anzusehen war. Das schien nicht der Fall zu sein, denn die Lücken, die das Kreuz für einen Moment geschaffen hatte, schoben sich schnell wieder zu, und der Nebel stieg weiter, wobei ich auch die Kälte intensiver spürte. Es gab keine Chance für mich, ihn zu stoppen. Es wäre mir noch möglich gewesen, ihm zu entkommen, denn die Kälte hatte mich noch nicht so steif gemacht. Aber das wollte ich nicht. Solange ich mich normal bewegen konnte, wollte ich mich ihm stellen.

Der Nebel kroch noch höher. Er war gefährlich. Er brachte die Kälte mit, die alles einfror und ein normales Leben sowie den normalen Blutfluss unmöglich machte. Wenn er so weiter anstieg und sich ausbreitete, konnte ich mir ausrechnen, wann es auch mich erwischte.

Er war jetzt dick geworden. In der Nähe des Bodens dicker als in der oberen Hälfte, die bereits die Dächer der meisten Autos erreicht hatte. Dort schwappte der Nebel über, ähnlich wie Wasser. Nur war bei ihm kein Geräusch zu hören. Es lief in einer gespenstischen Lautlosigkeit ab, und mir schoss der Vergleich durch den Kopf, dass der Tod immer lautlos kommt.

Aber es passierte noch mehr. Der eiskalte Gruß kroch auch an mir in die Höhe. Er hatte mich bereits bis zu den Hüften eingehüllt.

Meine eigenen Füße sah ich nicht mehr. Auch ein Teil der Beine waren verschwunden. Allmählich wurde es für mich Zeit, etwas zu unternehmen, so lange sich noch die Gelegenheit ergab. Wenn meine Füße eingefroren waren, war es zu spät.

Noch konnte ich sie bewegen. Aber sie waren bereits kalt geworden, und etwas in ihnen kribbelte.

Dann fiel mein Blick wieder nach vorn. Die meisten Wagen

in meiner Nähe waren bereits abgetaucht, aber trotzdem tat sich in ihnen etwas, so dass ich große Augen bekam.

Erst wollte ich es nicht glauben. Es war einfach zu verrückt. Ich hatte das Gefühl, dass mir ein Streich gespielt wurde, bedingt durch die Bewegungen des Nebels, der einfach nicht starr blieb, sondern sich drehte. Drehungen, vor allen Dingen innerhalb der Masse, sodass sich dort Figuren bildeten.

So dachte ich, musste meine Meinung allerdings revidieren, denn der Nebel hatte etwas mitgebracht und nicht selbst durch irgendwelche Ströme hergestellt.

Gestalten schwangen in seinem Dunst. Sie besaßen die Größe von Menschen und waren sicherlich auch mal Menschen gewesen. Jetzt nicht mehr. Irgendwann waren diese Menschen gestorben und begraben worden. Reif für das Totenreich, das sie nun wieder verließen und als schreckliche Gestalten in die Höhe krochen.

Sie drehten sich. Sie tanzten schwerfällig auf der Stelle oder wurden vom Dunst vorangetrieben. Sie waren unheimlich anzusehen und erst zu erkennen, wenn sich kleine Lücken auftaten. Da sah ich ihre Ausmaße genauer und musste schlucken, denn jetzt erinnerten sie mich an die Gestalten, die der Todesnebel hinterlassen hatte, wenn er über sie hinweggeglitten war.

Innerhalb dieser Masse tanzten und schwankten die unheimlichen und bleichen Gerippe. Sie schafften es nicht, einen normalen Kontakt mit dem Boden zu halten. Sie bewegten sich, sie wurden nach vorn gedrückt, danach wieder nach hinten, drehten sich zur Seite, kehrten wieder zurück an ihre Ausgangsorte und näherten sich trotz dieser unkontrollierten Bewegungen einem bestimmten Ziel.

Das Ziel war ich!

Die bleichen Skelette hatten mich von allen Seiten her in die Zange genommen. Ich schaffte es nicht, ihnen auszuweichen. Auch wenn ich mich bewegte, waren sie da. Dann trieben sie

heran. Sie pumpten sich näher, und immer dann, wenn der Dunst mal aufriss, sah ich ihre Köpfe, die den Namen nicht mehr verdienten, sondern nichts anderes waren als kahle, fleisch- und hautlose Knochenschädel mit Löchern, in denen mal die Augen, die Nase oder der Mund gesessen hatten. Jetzt dampfte aus ihnen der weißgraue Dunst hervor, als wären sie dabei, das Zeug auszuatmen.

Es waren für mich die Rächer aus dem Totenreich, die einer alten Legende zur tödlichen Wahrheit verhelfen wollten. Man hatte ihnen oder dem Gebiet, in dem sie sich befanden, etwas angetan, und jetzt wollten sie Rache nehmen.

Auf Warnungen hatten die Verantwortlichen nicht gehört. Da war ihnen nicht mal ein Vorwurf zu machen, denn mit derartigen Folgen hatte niemand rechnen können.

Der Dunst floss weiter, und er trieb auch die unheimlichen Totengestalten immer näher an mich heran. Viele von ihnen berührten nicht mal den Boden. Sie hatten sich nach vorn geworfen und ihre Knochenarme ausgestreckt, die ebenfalls knöchigen Finger gekrümmt um nach irgendwelchen Gegenständen zu greifen, wobei ich an meinen Hals dachte und schlucken musste.

In der letzten halben Minute hatte sich die gesamte Umgebung verändert. Die Autos waren verschwunden. Das hätte ich ja noch mit der Dichte des Nebels erklären können, aber so einfach war das nicht, denn in dieser grauen Wand war es zu einer Veränderung gekommen oder sogar zu einem Austausch.

Ich bewegte meine Füße und trat auf der Stelle. Darüber war ich glücklich, weil ich es noch schaffte, aber diese Veränderung innerhalb des Nebels machte mir schon zu schaffen, denn etwas völlig anderes floss auf mich zu.

Ich hatte den Eindruck, mich nicht mehr in einer Tiefgarage zu befinden. Mit dem Erscheinen des Nebels und der skelettartigen Gestalten vermoderter Leichen war auch eine andere Umgebung zu mir gekommen, die ich zunächst nur roch.

Dabei schluckte ich auch, weil ich mich gegen diesen Gestank innerlich anstammte. Im Prinzip konnte das nicht wahr sein. Es war irgendwie verrückt, aber es stimmte. Ich bekam den Geruch nicht mehr aus der Nase. So roch es auf Friedhöfen oder auch dort, wo Leichen lagen, die allmählich vermoderten.

Ich hielt den Atem an. Die Überraschung zwang mich dazu, und mein Blick bohrte sich in den dicken Dunst hinein, weil ich dort etwas zu sehen glaubte.

Zunächst war nichts Genaues zu erkennen, aber ich ließ nicht locker, denn ich wollte wissen, ob ich mich geirrt hatte. Nein, ich hatte es nicht, denn die Szenerie hatte gewechselt.

Es gab die abgestellten Autos nicht mehr.

Dafür war etwas anderes zum Vorschein gekommen, und für mich hatte ein Wechsel der Zeiten stattgefunden.

Keine Autos, keine Wände, keine Tiefgarage, dafür ein uralter, unheimlicher Friedhof...

Ja, das musste so sein. Es gab keine andere Lösung. Was sich da innerhalb der Schwaden zeigte, war das, was einen Friedhof überhaupt ausmachte. Grabsteine. Grau, wuchtig, kantig. Manche, die schief im Boden steckten, der auch dort aufgerissen war. Es gab Löcher und Mulden. Aus beiden quoll der Nebel hervor und hatte die dort liegenden Gestalten mitgebracht.

Es waren die Fleischlosen, die Knöchernen, die Skelette, die den Friedhof bevölkert hatten. Sie waren in ihrer Totenruhe gestört. Sie hatten den Bau eines Hauses ein Mal hingenommen, ein zweites Mal jedoch nicht. Niemand hatte auf die Warnungen gehört. Sie wollten nicht, dass ein zweites Hochhaus neben das erste gesetzt wurde, und nun zeigten sie ihre Macht. Es war die Macht der Toten über die Lebenden, was sie bei zwei Menschen bereits bewiesen hatten.

Sie gingen, sie schwebten. Manchmal sahen sie aus, als würden sie sich innerhalb des Nebels auflösen, um sich danach wieder neu zusammenzufinden.

Keiner von ihnen verging. Sie blieben alle da. Sie waren einfach nicht zu zerstören, und sie schwammen auf mich zu, begleitet von einem modrigen Gestank.

Ein Skelett war mir verdammt nah. Zwischen seinen ausgestreckten Armen sah ich den hautlosen Kopf, gegen den ich meine linke Faust rammen wollte - und erleben musste, wie schwer mir diese Bewegung fiel. Die Kälte hatte bereits Besitz von mir genommen, und sie war hoch durch meinen Körper bis in die Brust gezogen, sodass ich Mühe hatte, überhaupt zu atmen. So wie mir musste es jemandem ergehen, der darauf wartete, zu erfrieren und keine Chance bekam, dem Tod durch den brutalen Frost zu entrinnen. Ich hatte einfach zu lange gezögert, und so war es mir kaum möglich, den Klauen zu entweichen.

Erst als sie mich an der Brust berührten und in Richtung Kehle hochfuhren, wurde mir klar, wie nahe der Tod bereits an meiner Seite stand. Das konnte ich nicht zulassen. Mein Lebenswille erwachte, ich zog das Kreuz aus der Tasche und riss die rechte Hand hoch.

Ich hatte darauf gesetzt, so schnell wie immer zu reagieren, aber es klappte nicht mehr. Ich war so verdammt langsam, weil meine Arme ebenfalls vereist waren.

Aber das Kreuz ließ mich nicht im Stich. Es brauchte nur den Kontakt mit der skelettierten Fratze zu bekommen, um seine Kraft zu entfalten.

Der Schädel strahlte für einen Moment auf, dann war er plötzlich verschwunden. Und dort, wo er geschwebt hatte, war ein Loch in der Nebelwand zurückgeblieben.

Als ich das sah, keimte wieder die Hoffnung in mir hoch. So wehrlos war ich doch nicht. Durch den inneren Motor gestartet, schoss eine heiße Flamme durch meinen Körper bis hinein in

den Kopf und klärte mein Denken.

Jetzt kam ich mir wieder so vor wie damals, als ich den Todesnebel bekämpft hatte, denn meinem Kreuz war es gelungen, ihn zu stoppen. Ich erinnerte mich deutlich daran, wie ich mit dem Kreuz in der Hand nach vorn gegangen war und in den Nebel hineingetreten war.

Alles war damals okay gewesen, und darauf setzte ich hier auch, obwohl ich mich nur schwerfällig bewegen konnte, weil ich das Gefühl hatte, mit schweren Gewichten beladen zu sein, die mich am Weitergehen hindern wollten.

Zwar bildete ich es mir ein, aber in meinen Beinen schien das Eis zu knirschen, wenn ich meine Schritte hinter mich brachte und mit den Sohlen über den Boden schlurfte. Ich ging wie ein alter Mann in den Nebel hinein, der mir zudem einen gewissen Widerstand entgensetzte. Das Kreuz hielt ich fest, die rechte Hand hatte ich vorgestreckt, und ich bewegte mich dabei auch nicht mehr über den glatten Betonboden einer Tiefgarage hinweg, sondern über eine wellige und an manchen Stellen recht weiche Erde, wie man sie von einem Friedhof her kennt.

Es dauerte nicht lange, da hatte ich den ersten Grabstein erreicht. Er war nicht mehr als ein schlichtes Viereck, das aus dem Boden ragte. Mit der linken Hand stützte ich mich daran ab, in der anderen hielt ich nach wie vor das Kreuz und sorgte dafür, dass mir die verdammten Nebelgerippe vom Leib blieben.

In der Tat wurde ich nicht mehr angegriffen. Sie trieben um mich herum wie Totengeister. Ich hörte keine Schreie, kein Stöhnen und vernahm auch keine Botschaften in meinem Kopf, die mir auf telepathischem Weg übermittelt wurden. Hier war alles eingetaucht in eine sehr beklemmende Stille, die eines alten Friedhofs wirklich würdig war.

Meine Sicht hatte sich etwas verbessert. Vor mir war der Nebel dünner geworden. An einigen Stellen hatte er sich sogar ganz zurückgezogen, sodass mein Blick tatsächlich über den

alten Friedhof gleiten konnte und ich sogar dessen Ende sah. Oder zu sehen glaubte.

Hier hatte sich die Vergangenheit in die Gegenwart geschoben. Ich war mir nicht sicher, ob ich mich in einer der beiden Zeitebenen befand, deshalb ging ich mehr davon aus, auf der Grenze zu stehen. Und da blieb ich auch, weil ich kein Ziel sah, das zu erreichen sich für mich gelohnt hätte.

Es war auch möglich, dass mich ein bestimmtes Gefühl festhielt. Es konnte ein Wissen darum sein, dass hier noch etwas passieren musste. Schließlich hatte ich mich dieser Magie gestellt und mir war nichts passiert, im Gegensatz zu den beiden anderen Männern.

Die Kälte war geblieben. Nur spürte ich sie nicht mehr so stark wie zu Beginn. Sie hatte sich etwas abgeschwächt. Es bereitete mir nicht mehr so viel Mühe, mich zu bewegen, obwohl ich von einer Normalität noch weit entfernt war.

Dann sah ich ihn.

Ich hatte es geahnt.

Es musste jemanden geben, der über diesen alten und vielleicht verfluchten Friedhof seine schützende Hand hielt. Er hielt sich auf dem Friedhof auf, aber er befand sich nicht in meiner Nähe, sondern kam, so sah es für mich aus, von der Ferne her und möglicherweise vom Ende des Friedhofs. Ob es ein Skelett war, konnte ich nicht genau erkennen. Mir fiel nur auf, dass dieser Ankömmling dunkler war als die bleichen Gerippe, die mich zuvor angegriffen hatten.

Er kam näher ...

Ich tat nichts, denn ich wusste, dass er mich nicht töten wollte. Das hatte ich einfach im Gefühl. Wo er herging, verschwand der Nebel, und er wich auch vor ihm zurück, sodass sich die Umgebung immer mehr aufklärte und sie schon fast als normal bezeichnet werden konnte.

Sein Körper war nicht dunkel. Aber ich sah jetzt, weshalb er so dunkel wirkte. Es lag an seiner Kleidung, die er übergestreift

hatte. Ein schwarzes oder graues Gewand, das vom Hals her bis zu den Füßen reichte und mich an ein dunkles Leichenhemd erinnerte.

Ja, das konnte es durchaus sein, denn es passte auch zu seiner schwarzen Haarflut, die einen bleichen Schädel umwuchs und dicht wie ein Pelz war. Sie endete vorn und hinten auf seinen Schultern, wo sie sich vliesartig ausbreitete.

Die Gestalt ging langsam aber sicher, und immer stärker trat dabei auch ihr Gesicht hervor.

Gehörte es zu einem Menschen?

Nein.

Gehörte es zu einem Skelett?

Auch nicht!

Die Wahrheit lag in der Mitte. Es hatte von beidem etwas. Haut sah ich nicht. Aber das blasse Gesicht war auch nicht so zerstört wie das eines Skeletts. Es gab nur eine Öffnung in der blassen Masse. Sie lag unter den Augen, und dort hatte sich mal die Nase befunden. Sie aber war weggefressen oder verwest, sodass sich dort eine Höhle auftat. Unter dem Mund malte sich noch das fliehende Kinn ab. Für mich sah das gesamte Gesicht aus, als wäre es mit einer dünnen, straffen Haut überzogen worden, die irgendwann mal riss.

Er kam noch einige Schritte näher und blieb dann recht nahe vor mir stehen. Zwischen uns baute sich noch ein Grabstein auf, dem der Unheimliche jetzt seinen Arm entgegenstreckte, im Prinzip aber mich meinte. Er hatte die Finger gespreizt zum Zeichen, dass ich keinen Schritt mehr weitergehen sollte.

Ich blieb auch stehen. Nachdem einige Sekunden verstrichen waren, ließ ich meine rechte Hand mit dem Kreuz sinken. Zwar umwallte mich der Nebel, aber er hatte sich entfernt und damit auch die Gerippe, die sich in ihm versteckten. Dass sie ganz verschwunden waren, daran glaubte ich natürlich nicht, aber das war auch nicht wichtig. Es gab jetzt nur uns beide. Die Gestalt im schwarzen Totenhemd und mich.

Wen hatte ich vor mir?

Einen lebenden Toten? Einen Zombie, der nach mehr als 1000 Jahren seine Grabstätte verlassen hatte, um ein Gebiet zu verteidigen, das ihm gehörte?

War er der Hüter dieses alten Kelten- oder Druidenfriedhofs, obwohl ich mir nicht sicher war, dass ich auf einem solchen stand?

Ich war noch immer unsicher, woraus das Gesicht bestand, und das war auch in den nächsten Sekunden nicht mehr wichtig, denn ich hörte, wie mich der Unheimliche ansprach.

Er sprach mit mir, und er redete in meiner Sprache, obwohl sich sein Mund in einem anderen Rhythmus bewegte. Ich dachte daran, dass er selbst in einer anderen Sprache redete, die Wörter aber auf dem Weg zu mir für mich übersetzt und deshalb verständlich wurden.

»Warum hören die Menschen nicht auf die Warnungen der Wissenden?«, fragte er.

»Wovor hätten sie denn gewarnt werden sollen?«, erkundigte ich mich.

»Vor dem Frevel!«

Die Stimme erreichte mich in einer ungewöhnlichen Tonart. Sie war recht laut, als hätte jemand einen schrillen Geigenton über jedes Wort gelegt. Möglicherweise waren es die Stimmen aus einem bestimmten Totenreich, nur machte ich mir jetzt darüber keine Gedanken.

»Was ist für dich Frevel?«

»Frevel ist, wenn die Orte der Toten missachtet werden. So muss man es sehen.«

»Und welcher Frevel ist hier begangen worden?«, fragte ich weiter.

»Man hat unseren Ort der Ruhe entweiht.«

»Wer seid ihr denn?«

»Die Alten. Die Schamanen. Wir sind diejenigen, die mit den Göttern Kontakt hatten. Die hier lebten, als es noch keine

Städte gab und die sich den Sternen zuwandten. Es war ein besonderer Ort, der nicht weiter entweiht werden darf. Einmal ist es geschehen, aber ein zweites Mal werden wir es nicht zulassen. Dafür stehe ich. Nicht alles, was in der Erde ruht, ist dem Verfall zgedacht, nicht alles.«

»Und du achtest darauf?«

»Ja.«

»Wer bist du? Hast du einen Namen?«, fragte ich.

»Nein, aber ich bin ein Hüter, ein Beschützer. Ich bin der Seelenführer oder Totenbegleiter, der das Diesseits und das Jenseits verbindet, das unser alter Stamm bereits herausgefunden hat. Wir wollten nach dem Eintritt in das Totenreich nur unsere Ruhe haben, aber ihr neuen Menschen habt diese Ruhe missachtet und sie gestört. Dafür werdet ihr die Kälte des Todes spüren und für immer erfrieren, und vor dem Gericht der Toten keinen Ausweg mehr finden.«

»Ich verstehe dich«, erwiderte ich. »Aber die Zeiten sind nicht stehen geblieben. Die Menschen haben sich entwickelt und auch die Welt verändert. Sie konnten nicht stehen bleiben. Es ist natürlich, dass sie sich Orte bauten, um leben zu können. Das Gleiche habt ihr auch getan, wenn ich mich nicht irre.«

»Ja, das haben wir. Aber wir nahmen auch Rücksicht, was die Menschen hingegen nicht taten. Wir können es nicht hinnehmen, wenn uns noch mehr genommen wird. Die Toten sollen ihren Frieden behalten und weiter in der Erde liegen.«

»Okay«, sagte ich und wusste nicht, ob er mich verstand. »Es kann sein, dass der Bau jetzt gestoppt wird. Aber versprechen kann ich nichts, gar nichts.«

»Es ist zu spät. Die Einsicht kommt zu spät. Allen wird die Kälte des Todes die Wärme des Lebens nehmen, die sich gegen uns stellen - allen. Mit zwei wichtigen Personen haben wir angefangen, und ich sage dir, dass wir da sind. Wir haben unsere Gräber verlassen. Wir haben die Welt anders vorgefunden, aber auch in dieser werden wir unsere Zeichen setzen, das

verspreche ich dir.«

»Dann müsst ihr damit anfangen, mich zu töten!«, erklärte ich ihm, »denn ich kann es nicht zulassen, dass noch mehr Menschen sterben. Ich trete an, um Menschen zu retten und nicht, um sie sterben zu sehen, und ich werde die Mittel haben, euch zu stoppen.«

»Geh! Geh und warne die anderen. Baut nicht weiter! Flieht aus dieser Gegend. Sie gehört uns. Sie hat uns immer gehört, und sie wird uns auch weiterhin gehören. Wir hatten unsere Ruhe, aber jetzt sind wir frei, und so etwas wird böse enden ...«

Für mich stand fest, dass der Seelenführer genug gesagt hatte. Hinter ihm hatte sich der Nebel bereits verdichtet, und auch in meiner Umgebung stiegen wieder die kalten Wolken in die Höhe.

Der Totenbegleiter drehte sich um und ging. Verdammt, er verließ mich, aber so hatten wir nicht gewettet. Ich war nicht eingefroren, und das würde ich ihm zeigen. Er konnte seine Morde nicht fortsetzen. Es gab die alten Zeiten nicht mehr. Die Welt und auch die Menschen hatten sich verändert, aber das hatte ich diesem Schamanen nicht klar machen können.

Ich würde es ihm sagen, denn ich wollte das Spiel nach meinen Regeln fortsetzen.

Er war langsam gekommen. Ebenso langsam zog er sich wieder zurück. Deshalb würde es für mich kein Problem werden, ihn zu stellen. Außerdem hatte ich in ihm eine feststoffliche Gestalt gesehen, die mir nicht entwischen sollte.

Mit schnellen Bewegungen umkurvte ich einige Grabsteine. Ich verließ mich auf mein Kreuz. Es hatte bereits Lücken in den Nebel gerissen und die skelettierten Toten vertrieben. Jetzt sollte es mich auch bei diesem verdammten Seelenführer unterstützen.

Er drehte sich nicht mal um, obwohl er mich gehört haben musste. Es war ihm gleichgültig. Er gab sich sicher. Der Nebel zog sich in seiner Nähe wieder zusammen, und in seinem

weißgrauen Dunst schwammen auch die skelettierten Gestalten.

Dann packte ich zu!

Nein, ich dachte, zupacken zu können. Tatsächlich aber griff ich durch ihn hindurch. Meine Hand berührte den Körper nicht. Höchstens einen Schatten, der sich dann vor meinen Augen auflöste, als wäre ein Orkanstoß über den alten Friedhof gefahren, der nicht nur den Totenbegleiter verschwinden ließ, sondern auch die gesamte Umgebung.

Ich war nicht mehr weitergegangen. Ein paar Kältestöße packten mich noch, schüttelten mich durch. Selbst konnte ich nichts unternehmen, denn vor meinen Augen verschwand nicht nur der Nebel, auch die Grabsteine waren plötzlich nicht mehr zu sehen, und selbst die Kälte war Vergangenheit geworden.

Als ich mich umschaute, fiel mein Blick wieder hinein in die normale Umgebung. Sinnbildlich hatte ich wieder einen Schritt nach hinten gemacht und war in der Gegenwart gelandet, in meiner Zeit, die der Seelenführer so hasste.

Nur stand ich nicht mehr an der Wand. Ich war schon nach vorn gelaufen und hatte das Glück gehabt, über keinen der abgestellten Wagen zu fallen.

Etwas verwundert stand ich vor der Kühlerhaube eines Van und hörte in meiner Nähe Schritte. Bevor ich mich gedreht hatte, erreichte mich die Stimme.

»Ist Ihnen nicht gut, Mister?« Zwei besorgte Augen schauten mich an. Sie gehörten einem Mann, der elegant gekleidet war und einen kleinen Lederkoffer trug.

»Wie kommen Sie darauf?«

Er zuckte die Achseln. »Das kann ich Ihnen nicht so genau sagen, Mister. Es ist eher ein Gefühl gewesen, wenn Sie verstehen. Pardon, aber Sie machten auf mich einen leicht verwirrten Eindruck.«

»Das kann täuschen«, erwiderte ich lächelnd. »Ich war nur etwas in meine eigenen Gedanken versunken.«

»Ach ja ...?« Er glaubte mir nicht so recht, aber er fragte auch nicht nach und ging weg.

Ich stoppte ihn mit einer Frage. »Sagen Sie, ist hier im Haus alles in Ordnung?«

Eine scharfe Drehung. »Ja, warum? Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

»Oder denken Sie an den Toten, den es hier im Lift gegeben hat?«

»Unter anderem.«

»So etwas kann immer passieren. Denken Sie an New York. Trotzdem, schönen Tag noch.«

»Danke, Ihnen auch.«

Er ging schnell weiter, und ich sah, dass er in einen schwarzen BMW stieg.

Es war alles in Ordnung - noch! Und ich wollte dafür sorgen, dass es auch so blieb ...

»Ich habe Angst!«, erklärte Corinna Rice und schaute Suko dabei an. »Sogar große Angst.«

»Wovor?«

»Ja, wovor«, wiederholte sie und legte den Kopf zurück. »Einfach gesagt, dass hier alles zerstört wird und nichts so bleibt wie es ist. Der Terror hat alles verändert. Er hat uns geschockt, er wird uns auch weiterhin schocken. Wir leben hier in den Docklands. Auch ein Produkt des Kapitalismus. Prunk und Protz. Mächtige Häuser, die hoch in den Himmel ragen. Nicht alle rentieren sich, sind belegt, aber wir bauen weiter. Schauen Sie aus dem Fenster. Nebenan befindet sich die Baustelle. Dort soll ein ebenso großes Gebäude entstehen. Ob es je verwirklicht wird, kann ich Ihnen nicht sagen. Man ist dagegen. Man möchte uns raushaben, das spüre ich. Ich habe

plötzlich den Eindruck, als hätte sich die gesamte Welt gegen uns verschworen.«

»Das ist natürlich Ansichtssache«, erwiderte ich. »Aber ich gebe Ihnen Recht. Man kann hin und wieder wirklich den Eindruck bekommen, und die Menschen sind auch nicht mehr so wie noch vor den Anschlägen. Das ist zu sehen, das kann man erkennen. Da brauchen Sie nur einen Blick auf die Straße zu werfen. Aber das Leben geht weiter, und wir werden uns auch daran gewöhnen müssen.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Wunderbar. Ich bringe die Ereignisse hier auch nicht mit denen in New York zusammen, das wollte ich Ihnen auch noch sagen. Das hier ist einfach zu lokal. Zudem haben wir auch andere Feinde, die wir bekämpfen müssen, wie Sie wissen. Vergleiche ziehe ich nicht.«

Corinna Rice nickte zur Bestätigung. »Ich denke ebenfalls so. Man kann nicht Äpfel mit Birnen vergleichen. Aber komisch ist es schon. Ich will nicht unbedingt von einer Duplizität der Ereignisse sprechen«, sie holte tief Luft, »aber ich fühle mich schon verunsichert.«

»Wegen New York?«

»Ja, denn ich hätte die Vorgänge hier, so schrecklich sie auch sind, vielleicht etwas gelassener gesehen. Das ist nicht mehr drin. Möglicherweise auch, weil es das World Trade Center erwischt hat, was ja nun auch ein Finanzplatz war oder die Heimat der modernen Piraterie oder der alles fressenden Globalisierung wie manche behaupten. Egal, wir müssen zumindest das Problem hier in den Griff bekommen.«

»Ich denke schon, dass wir es schaffen werden.«

Corinna Rice deutete ein Lachen an, ließ es dann aber bleiben. »Wie wollen Sie das denn bewerkstelligen, Inspektor? Bitte, nichts gegen Sie persönlich, aber kann es nicht sein, dass wir auch hilflos den Problemen gegenüber sind?«

»Nein!«

Corinna Rice löste sich aus der Nähe des Fensters und setzte sich auf die Schreibtischkante. »Vergessen Sie nicht, dass wir es nicht geschafft haben, Sam Preston zu retten. Er ist tot. Er wurde gekillt. Brutal umgebracht.

Und das von Feinden, die niemand von uns gesehen hat. Die auch nicht normal sind, Inspektor. Es sind keine Menschen, die wir jagen, sondern Wesen, für die ich keinen Ausdruck habe. Das heißt, ich hätte ihn schon, aber ich weigere mich einfach, daran zu glauben. Das mag für Sie schlimm sein, weil Sie anders denken, aber bei mir ist das so.«

»Geister«, sagte Suko.

»Genau! Gei...« Sie schüttelte den Kopf. »Wie ist es möglich, dass Geister morden?«

Suko zuckte mit den Schultern. »Wer wie mein Freund und ich gegen diese Personen kämpft, muss die Welt einfach mit anderen Augen sehen, und er muss sie so akzeptieren. Ich gehe einfach davon aus, dass es Geister gibt, und dass sie manchmal in unser Leben eingreifen, ob positiv oder negativ. Das ist meine Ansicht.«

Corinna Rice schaute Suko sprachlos an.

»Glauben Sie mir nicht?«

»Ich ... ich«, gab sie flüsternd zu, »habe eigentlich noch nie darüber nachgedacht, wenn ich ehrlich sein will. Dazu fehlte mir auch die Gelegenheit. Es gab zudem keinen Grund, so zu denken. Das war ein Gebiet, mit dem ich mich nie zu beschäftigen brauchte. Aber jetzt muss ich wohl umdenken.«

»Nein, Mrs. Rice, dem würde ich nicht zustimmen. Ihr Leben wird sich so fortsetzen, wie Sie es gewohnt sind. Von irgendwelchen Kräften und Mächten werden Sie verschont bleiben.«

Plötzlich konnte sie wieder lachen. »Ja, Inspektor, das ist genau, was ich gedacht habe. Ich habe es mir gewünscht.« Wieder das Lachen. Diesmal klang es bitter. »Ich will nicht sagen, dass meine berufliche Zukunft zerstört ist, aber ich werde meinen Job bei Herzberg Brothers wohl aufgeben. Sam

Preston gibt es nicht mehr. Ich habe eng mit ihm zusammengearbeitet. Wir haben alles besprochen, wir waren beruflich ein Team, und das ist jetzt zerstört worden. Ich kenne eine Menge Leute in der Branche, und ich werde auch weiterhin an der Oberfläche, schwimmen, aber ich werde trotzdem eines ändern.« In ihre dunklen Augen trat ein harter Ausdruck. »Ich werde mir kein Büro mehr in einem Hochhaus suchen. So schnell wie möglich werde ich hier die Sachen zusammenpacken und dann verschwinden.« Sie nickte. »Was sagen Sie dazu?«

»Das bleibt Ihnen überlassen, Mrs. Rice. Wenn ich ehrlich sein soll, ich kann es sogar verstehen.«

»Danke, das freut mich.« Sie rutschte wieder von der Kante und breitete ihre Arme aus. »Was Sie hier sehen, ist sowieso geleast. Ich brauche nicht viel zusammenzupacken. Ein paar persönliche Dinge, das ist dann alles.«

»Sie werden doch solange warten, bis mein Kollege hier eingetroffen ist.«

»Natürlich, das versteht sich. Obwohl ...«, sie schaute auf die Uhr. »Eigentlich hat er sich schon viel Zeit gelassen, denke ich. Oder machen Sie sich keine Sorgen?«

»Im Prinzip nicht. John Sinclair weiß schon, wie er sich zu verteidigen hat.«

»Ja, ja, das glaube ich.«

»Außerdem wird er die Kollegen angerufen haben. Da unten in der Garage ist ein Mord passiert, das dürfen Sie nicht vergessen.«

»Himmel, Sie sehen das so cool.« Corinna Rice schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Man gewöhnt es sich eben an, die Dinge so zu betrachten«, sagte der Inspektor.

»Ja, vielleicht.«

»Es wäre für Sie beruhigender, wenn ich ihn anrufen würde.«

»Stimmt. Es würde mich beruhigen, wenn ich ehrlich sein

will. Sehr sogar.«

»Okay.« Suko holte sein Handy hervor und hatte die Verbindung sehr bald hergestellt. Johns Handy war nicht abgestellt, trotzdem meldete sich niemand. Das hätte Suko nicht weiter beunruhigt, wenn er nicht einen seltsamen Laut gehört hätte. Es war ein hoher, singender Ton, der ihn erwischte und sein Gehirn durchfuhr. Es war unnatürlich, das hatte er noch nie gehört, und als er das Handy sinken ließ, da erkannte Corinna, dass etwas passiert sein musste.

»Haben Sie Probleme, Inspektor?«

»Kann man so sagen.«

»Und welche?«

»Es geht um die Verbindung, die ich nicht bekomme.«

»Dann hat er das Handy abgeschaltet.«

Suko schüttelte den Kopf. »Hat er nicht. Es ist nur ein Geräusch oder ein Ton zu hören, den ich nicht kenne. Ein hohes und leicht schrilles Singen.«

Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Darf ich mal?«

»Bitte.«

Corinna Rice lauschte, furchte die Brauen und reichte Suko nach einigen Sekunden des Lauschens das Handy wieder zurück.

»Was sagen Sie?«

»Sie haben Recht, Inspektor«, erwiderte sie mit leiser Stimme. »Das Geräusch ist wirklich unnatürlich. Ich habe so etwas noch nie gehört, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Eben, ich auch nicht.«

»Es ist eine Störung.«

»Ja. Aber eine der besonderen Art.«

»Meinen Sie denn, dass hier die Verbindungen im Haus ausgefallen sind? Dass die Elektronik nicht mehr funktioniert?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Suko.

»Aber Sie könnten einen Versuch unternehmen.«

»Okay.« Corinna war mit ein paar Schritten an ihrem Schreibtisch mit der Telefonanlage. Sie nahm den Hörer ab und warf Suko dabei einen angespannten Blick zu, der sich allerdings schnell änderte, und sie sagte aufatmend: »Hier ist alles in Ordnung, Inspektor. Keine Probleme, wirklich nicht. Sie können sich davon überzeugen.«

»Nein, nein, ich glaube Ihnen. Das ist schon alles okay. Stellt sich nur die Frage, warum das Handy nicht funktioniert hat und das normale Telefon doch?«

»Das weiß ich auch nicht.«

Suko senkte den Kopf. »Es hängt irgendwie mit John Sinclair zusammen, nehme ich an.«

»Was könnte es denn gewesen sein?«

Suko hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Niemand von uns weiß genau, welche Kräfte sich in diesem Hochhaus gesammelt und auch die Tiefgarage nicht verschont haben.«

»Der kalte Nebel.«

»Ja, die Totengeister.«

Corinna erbleichte wieder. »O verdammt, dann haben sie es geschafft, Ihren Kollegen zu überfallen und ...« Sie sprach nicht mehr weiter.

»Das will ich nicht hoffen«, erklärte Suko. »So etwas wäre mehr als fatal.«

»Was ... was ... können wir denn tun?«

»Nachschauen.«

Sie schluckte. »Ja, wieder nach unten. Aber ich will nicht mehr. Ich will einfach hier raus, wie ich es Ihnen schon sagte, und ich denke, dass es besser ist, wenn ich jetzt das Wichtigste packe und einfach von hier verschwinde.«

Suko nickte ihr zu. »Verkehrt ist es nicht.« In den folgenden Sekunden kümmerte er sich nicht mehr um Corinna Rice, denn er versuchte abermals, seinen Freund zu erreichen.

Diesmal kam der Ruf durch. Auch die Frau sah es, denn Sukos Lippen umspielte ein erleichtertes Lächeln. Sehr schnell

schon hörte er Johns Stimme.

»Ich bin es nur«, sagte Suko. »Wir haben uns nur gewundert, weil du dich nicht gemeldet hast.«

Er lauschte der Antwort, die einige Zeit dauerte, und dann drang aus seinem Mund eine Frage: »Was sagst du?«

Er hörte wieder zu und sagte nach einer Weile: »Dann müssen wir damit rechnen, nicht allein zu sein.«

Die Antwort konnte nur Suko verstehen. Er runzelte die Stirn. Schließlich meinte er: »Gut, dann werden wir es eben darauf ankommen lassen. Es gibt ja keine andere Möglichkeit.«

Endlich war das Gespräch beendet. Corinna Rice hatte schon auf heißen Kohlen gegessen. »Was hat er gesagt?«, fragte sie. »Wenn ich Sie so anschau, ist nichts in Ordnung - oder?«

Suko wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen. »Es hat tatsächlich eine Veränderung gegeben«, erklärte er.

»Und die wäre?«

»Sie waren da. Unten in der Garage. John hat sie gesehen, und er hat auch ihren Anführer erlebt, der sich Totenbegleiter oder Seelenführer nennt.«

Fast bei jedem Wort hatte Corinna Rice den Kopf geschüttelt und bekam auch ihren Mund kaum zu. »Das ist doch nicht wahr«, sagte sie mit leiser Stimme. »Sagen Sie, dass es nicht stimmt, sonst...«, sie lachte, »nein, das gehört ins Kino.«

»In diesem Fall nicht«, erklärte Suko.

»O nein.« Sie senkte den Kopf und schloss die Augen. »Das kann doch nicht stimmen. Ich ... ich ... werde noch wahnsinnig. Killende Geister oder killende Tote hier im Haus?«

»So ist es!«

Corinna Rice musste einige Male tief durchatmen, um sich wieder unter Kontrolle zu bekommen. »Was sollen wir denn jetzt machen?«, fragte sie mit leiser Stimme. »Was können wir überhaupt tun? Sollen wir jetzt fliehen? Müssen wir das Hochhaus evakuieren lassen?«

»Das Letzte auf keinen Fall, Mrs. Rice. Wir wollen nicht

unnötig Panik schüren.«

»Aber die ist bereits vorhanden, Inspektor. Die Menschen haben Angst. Große Angst, sogar. Die erste Tat hat sich in Windeseile herumgesprochen. So etwas ist noch nie vorgekommen. Jeder denkt sofort an New York, obwohl das zwei Paar verschiedene Schuhe sind. Ich weiß nicht, was wir noch unternehmen können.«

»Die Ruhe bewahren.«

Corinna wollte lachen, nur blieb ihr das im Hals stecken. »Sie haben gut reden. Wie soll ich ruhig bleiben, wenn ich daran denken muss, dass hier Geister erscheinen? Totengeister, die auch die Kälte des Todes bringen und mich erfrieren lassen.«

Suko hatte ihr nicht zugehört und antwortete auch nicht in ihrem Sinne. Er sagte nur: »Da gibt es einen Friedhof. Oder es hat einen Friedhof gegeben. Einen sehr alten. Es kann ein Keltenfriedhof gewesen sein oder was auch immer. Aber es muss ein besonderer Friedhof gewesen sein, angelegt an einer Kultstätte, und ich weiß, dass die Menschen sehr sensibel sind, was diese Orte angeht. Heute wird diese Sensibilität unterschätzt oder gar nicht erst wahrgenommen, und das ist ein Fehler. Man hat das Hochhaus auf einer falschen Stelle errichtet, Mrs. Rice. Man hat es nicht gewusst. Wer kümmert sich schon bei einem Bauvorhaben, um die tiefe Vergangenheit? Die Totengeister haben dieses eine Haus noch hingenommen, das zweite aber nicht. Sie wollen nicht, dass es entsteht, und genau da liegt das Problem. Es soll kein Haus mehr gebaut werden. Das heißt, die Schändung ihrer Ruhestätte soll nicht vorangetrieben werden. Sie wollen es diesmal verhindern.«

Corinna war atemlos geworden. »Dann geht es ihnen um den Bau des zweiten Hauses?«

»Ja.«

»Das haben Sie John Sinclair gesagt?« Die Frage war so gestellt worden, als könne sie es noch immer nicht glauben.

»Das ist die Lösung.«

»Mein Gott, das kann ich nicht fassen.« Sie presste beide Hände gegen ihr Gesicht. »Unglaublich ist das. Da drehe ich noch durch, verdammt!« Sie schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, dass es unmöglich ist, den Bau noch zu stoppen? Wissen Sie, was alles daran hängt, Inspektor?«

»Das weiß ich. Oder kann es mir zumindest vorstellen. Aber das wird die andere Seite nicht davon abhalten, sich einzumischen und alles tun, um den Bau zu verhindern.«

»Unmöglich.« Sie drehte sich einmal um sich selbst. »Sie sind gefordert, Inspektor. Sie und Ihr Freund.«

»Das glaube ich auch.« Mehr sagte Suko nicht. Er bewegte sich auf das große Fenster zu, um von dort einen Blick auf die andere Seite werfen zu können. Denn genau da wurde das Hochhaus gebaut, das bisher nur als Gerüst zu sehen war. Man hatte das Fundament gelegt und einige Stahlträger in die Höhe gezogen. Auch der unterirdische Bereich war fertiggestellt worden, mehr aber nicht. Momentan ruhte die Baustelle. Jedenfalls sah er keine Arbeiter.

Er wandte sich noch nicht ab, weil er Ausschau nach verdächtigen Personen halten wollte. Außerdem hatte ihm John Sinclair gesagt, dass er sich dorthin begeben wollte, um die Baustelle näher in Augenschein zu nehmen. Suko sah seinen Freund noch nicht. Zwischen den Kränen und Maschinen bewegte sich niemand über das große Fundament hinweg.

»Bitte, Inspektor«, sagte Corinna Rice. »Wir ... ich meine, Sie ... Sie müssen doch etwas unternehmen.«

»Ja, das werden wir auch.«

»Und was?«

»Wir sind schon dabei.«

Suko hatte sich noch nicht umgedreht, und das ärgerte die Frau etwas. Deshalb trat sie an seine Seite, um zu fragen: »Was ist denn überhaupt los? Wie können Sie etwas tun? Gegen Totengeister kämpfen, die sich die Menschen holen, die sie

vereisen und ...«

Suko fragte und schnitt dabei ein für Corinna völlig anderes Thema an. »Auf der Baustelle wird nicht mehr gearbeitet?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich glaube, es hängt mit einem Streik, zusammen. Es kann auch sein, dass die Menschen Angst haben. New York ist in allen Köpfen. Hochhäuser sind eben aus der Mode gekommen.«

»Oder fehlen die Mittel, um weiterzubauen?«

Mit dieser Frage hatte Suko direkt ins Schwarze getroffen. Er sah, wie Corinna Rice den Kopf senkte, dabei nickte und dann von den Schwierigkeiten redete, die es gab, denn London Invest war nicht in der Lage, die richtigen Mieter zu finden. Die Menschen zögerten und warteten ab. Hohe Preise wurden nicht mehr gezahlt.

»Nun ja, das ist nicht mein Bier. Damit müssen Sie sich herumärgern, denke ich.«

»Nicht mehr lange. Dabei hatte ich noch Hoffnung auf Eddy Aldrich gesetzt, aber das ist jetzt vorbei.«

Suko nickte ihr zu. »Wenn Sie das Haus hier verlassen wollen, bin ich voll und ganz damit einverstanden, denn mich hält auch nichts mehr hier oben.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Ich denke, dass es wichtig ist, John Sinclair zu unterstützen. Ich will ihn nicht allein lassen.«

»Gut, dann lassen Sie uns gehen.«

Berufliche Dinge nahm sie nicht mit. Corinna Rice schnappte sich ihre Handtasche, die mehr eine Schultertasche war, da sie einen langen Riemen besaß. Sie hängte sie über, nachdem sie einen leichten hellen Mantel angezogen hatte und schaute sich nicht mehr in ihrem Büro um, sondern sagte zu Suko: »Okay, ich bin fertig.«

»Gut.«

An der Tür hielt sie ihn auf. »Nehmen wir den Fahrstuhl oder die Nottreppe?«

»Was ist Ihnen lieber?«

»Die Treppe.«

»Okay.«

Corinna atmete auf. In der letzten halben Stunde war für sie ein Weltbild zusammengebrochen. Vieles, auf das sie noch am gestrigen Tag gesetzt hatte, gab es nicht mehr. Die Regeln ihres zukünftigen Lebens sahen von nun an anders aus.

Suko öffnete die Tür. Er war vorsichtig, denn er gehörte zu den Menschen, die alles in Betracht zogen. Seine Gegner hatten sich verschiedene Personen ausgesucht, um ihre grausamen Zeichen zu setzen. Sie hatten gezielt zwei Personen getötet, die unmittelbar mit dem Bau des Hochhauses nebenan beschäftigt gewesen waren, und es war noch eine dritte Person übrig.

Nämlich Corinna Rice. Er hatte ihr bewusst nichts von seinem Verdacht gesagt, aber Suko war davon überzeugt, dass die Feinde aus dem Totenreich sie nicht vergessen hatten.

Sie würden angreifen, und sie würden sich den Ort selbst aussuchen. Entkommen konnte die Frau ihnen nicht. Da war es im Prinzip egal, welchen Weg sie nahmen. Da Corinna über die Treppe gehen wollte, war Suko das auch recht.

Die Frau blieb in seiner Nähe. Er nahm ihren Körpergeruch auf. Das Parfüm gefiel ihm. Es war nicht so süß, aber das sah er nur als Randerscheinung an, denn es gab etwas anderes, das er hinter sich bringen musste.

Suko wollte gewappnet sein, wenn er den Feinden von der anderen Seite gegenübertrat. Ob es etwas gegen Geister half, wusste er nicht mit Bestimmtheit, aber er wollte nichts unversucht lassen und zog deshalb seine Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal den Kreis über den Fußboden hinweg.

Die drei grauen Riemen rutschten hervor. Sie wirkten wie angestaubtes Leder.

Neben Suko schüttelte Corinna Rice den Kopf. »Was ... was soll das denn bedeuten?«, fragte sie.

Suko räusperte sich vor seiner Antwort. »Es ist eine Waffe, Mrs. Rice. Eine Waffe gegen die Mächte der anderen Seite.«

»Eine Peitsche?«

»Ja.«

»Aber haben Sie auch ein Ziel? Kann man Geister überhaupt schlagen wie Menschen?«

»Ich hoffe es.«

»Sorry, das begreife ich nicht.«

Suko winkte ab. »Es ist auch nicht wichtig.« Er steckte die Peitsche wieder ein, ließ sie allerdings ausgefahren. »Verlassen Sie sich ganz auf mich.«

»Das muss ich ja wohl.«

Endlich zog der Inspektor die Tür auf. Er rechnete damit, andere Menschen, die hier ihrer Arbeit nachgingen, auf dem Flur zu sehen. Das traf nicht zu. Der Flur war leer, sie hatten ihn praktisch für sich allein.

Suko sah, dass Corinna erleichtert aufatmete und sogar wieder lächeln konnte. Den Weg zur Treppe brauchte sie ihm nicht zu erklären, weil es Hinweisschilder gab, denen sie nur nachzugehen brauchten.

Sie wandten sich nach links. Da keine unmittelbare Gefahr drohte, gingen sie zügig voran, und Corinna Rice blieb stets in Sukos Nähe, wobei sie sich immer wieder umschaute und nach irgendwelchen Gefahren Ausschau hielt.

Da war nichts zu sehen. Es gab keinen, der sie aufhielt, und sie erreichten auch die Fahrstühle, die Corinna mit skeptischen Blicken betrachtete.

»Sie sehen normal aus«, sagte Suko.

»Wollen Sie doch mit ihnen ...«

»Nein, wir bleiben jetzt bei der Treppe.«

Corinna musste schnell gehen, um Schritt halten zu können.

»Sie machen sich Sorgen um mich, nicht wahr?«

»Wollen Sie eine ehrliche Antwort?«

»Sicher.«

»Ich mache mir Sorgen um Sie, und so brauche ich Ihnen auch nichts vorzumachen. Denken Sie daran, wer umgebracht wurde. Beide Männer waren direkt mit dem Bauprojekt beschäftigt. Nun ja, und Sie sind es ebenfalls.«

»Das ist wohl wahr.«

»Eben. Deshalb auch meine Sorgen. Es kann sein, dass sie gekommen sind, um reinen Tisch zu machen. So, jetzt wissen Sie genau, was ich in diesem Fall denke.«

»Das ist ja grauenhaft...«

»Und realistisch.«

So einsam war es hier oben nicht. In ihrer Nähe öffnete sich eine Tür, und eine Frau erschien mit einem Stoß Akten auf dem Arm. Sie schrie leise auf, als sie die beiden Menschen sah und zog sich zurück, sonst wäre sie noch gegen sie gelaufen.

Sie gingen weiter. Corinna schaute sich noch zweimal um, bevor sie eine Tür erreichten, die den Zugang zum Treppenhaus markierte. Sie bestand aus Glas, besaß einen Metallrahmen und ließ sich nur schwer aufdrücken. Das übernahm Suko, der auch die ersten Schritte allein in das hell gestrichene Treppenhaus ging und einen Blick in die Tiefe warf, soweit dies möglich war.

Zu sehen war nichts, auch nichts zu hören. Er konnte den Boden mehr ahnen als sehen, als er sein Gesicht über das Geländer beugte und in den Schacht blickte.

»Sehen Sie was, Inspektor?«

»Nein.«

»Auch keinen Nebel?«

Suko drehte sich um. »Keinen Nebel. Ich denke, wir können es wagen.«

»Danke!«, flüsterte Corinna.

»Wofür?«

»Dass Sie sich um mich kümmern.«

»Das muss wohl so sein.«

»Weiß nicht. Ich kenne andere Männer, die immer auf den Putz hauen und sich selbst herausstellen. Wenn es aber darauf ankommt, dann ziehen sie sich zurück.«

»Ja, das ist wohl wahr, die gibt es.«

Suko stand bereits an der Treppe. Sie hatten einige Absätze hinter sich zu bringen und wollten auch nicht zu lange warten. Vier Stufen nahm Suko, als er stehen blieb. So überraschend, dass Corinna Rice gegen ihn stieß und ihn fast ins Straucheln gebracht hätte.

»Was ist denn los?«

»Es wird kälter ...«

Corinna schwieg. Suko hörte sie nur schwer atmen, und die warme Luft glitt dabei an seinem linken Ohr vorbei.

»Was machen wir denn jetzt?«

»Bleiben Sie hier.«

»Wo?«

»Auf der Treppe.«

»Und Sie?«

»Das werden Sie schon sehen.« Suko ging einen Schritt nach vorn und betrat die nächste Stufe.

Dort blieb er stehen, um die Dämonenpeitsche zu ziehen. Er hoffte, dass sie etwas bringen würde, auch wenn die Gefahr nicht als Festkörper zu sehen war.

Bis zum ersten Absatz stieg er hinab, blieb dort stehen, schaute nach vorn, und dann sah er den eisigen Nebel, der von unten her die Stufen der Treppe hoch kroch ...

Ich hatte Suko alles gesagt und hoffte natürlich, dass er sich zusammen mit Corinna Rice in einer relativen Sicherheit befand, denn ich wollte die beiden nicht besuchen, sondern mich auf dem Nachbargrundstück umschauen, um das es den

Totengeistern eigentlich bei ihrer Sache ging.

Im Eingangsbereich des Hauses hatte sich nichts verändert. Es herrschte ein relativ starkes Kommen und Gehen. Der Mann an seinem Auskunftspult war sehr gefragt, gab seine Antworten auf Fragen, und dann hatte ich das Freie erreicht, wo ich nach wenigen Schritten erst mal stehen blieb. Ich schaute mich um und merkte den Wind, der mir frischer vorkam als noch vor dem Betreten des Hauses. Es konnte auch sein, dass ich es mir einbildete, aber wir hatten Herbst und da gehörte eben der schon kühlere Wind dazu.

Mein Blick fiel bis zur Themse. Der graue Strom zeigte hin und wieder sein Band, wenn er zwischen den Häusern zu sehen war.

Ich brauchte nicht weit zu gehen. Um das Ziel zu erreichen, musste ich nur eine Straße überqueren. Auf der anderen Seite begann bereits die Absperrung für den Bau. Hohe Gitter, die Menschen davon abhalten sollten, das Gelände zu betreten.

Ich würde mich daran nicht halten. Zuerst trat ich an das Gitter heran und warf einen Blick durch die Lücken. Es war nicht viel zu sehen. Es gab keine Verstecke, abgesehen von den Bauhütten und Baumaschinen. Die transportablen Toilettenhäuser sah ich ebenfalls und natürlich auch die hohen Kräne. Sie erinnerten mich an stählerne Giraffen, die ihre Hälsen leicht gesenkt hatten, um gegen den Boden zu schauen.

Ich suchte eine Stelle, durch die ich ohne große Probleme auf das Gelände gelangte. Es war zunächst nichts zu entdecken. Nur das Gitter war und blieb vorhanden. Eine Tür gab es nicht, und so musste ich bis auf die andere Seite der Baustelle, wo sich auch der Eingang befand. Ein recht großes Tor, das aus zwei Flügeln bestand, aber natürlich abgeschlossen war. Es wurde sogar durch ein Vorhängeschloss gesichert.

Außerhalb des Geländes stand noch eine Baubude aus Wellblech. Sie besaß Fenster, und dahinter sah ich das Schimmern von Licht. Ich wollte hingehen, als die Tür der Baubude von

innen aufgestoßen wurde und ein Mann nach draußen trat.

Er trug die Uniform eines Wachdienstes und kam mit schnellen Schritten auf mich zu. Sein Gesichtsausdruck verhieß nichts Gutes. So wie er konnte auch eine Bulldogge schauen.

Als er stehen blieb, reckte er das Kinn. »Hören Sie, Mister, was haben Sie hier zu suchen?«

»Ich möchte auf das Gelände.«

Er grinste. Es kam mir schon mitleidig vor. »Auf das Gelände.« Dann lachte er. »Was wollen Sie denn dort, verdammt? Oder wissen Sie nicht, dass es verboten ist?«

»Weiß ich.«

»Dann richten Sie sich danach und hauen Sie ab!«

Genau das wollte ich nicht und schüttelte deshalb auch den Kopf. »Nein, ich werde ...«

»Sie werden gar nichts.« Er plusterte sich noch mehr auf, und mir blieb nichts anderes übrig, als meinen Ausweis hervorzuholen.

»Reicht das?«

Der Typ schaute ihn an wie jemand, der nur langsam lesen konnte. Dann blies er die Luft aus. »Was will denn Scotland Yard auf dem Bau, verdammt noch mal?«

»Das werde ich Ihnen nicht erzählen.«

»Hängt es mit dem Toten zusammen?«

Ich gab ihm darauf keine Antwort, sondern fragte: »Können Sie aufschließen oder nicht?«

»Ich kann.«

»Dann tun Sie es.«

Er zögerte noch einen Moment. Ein Blick in meine Augen belehrte ihn, dass es besser war, wenn er meiner Aufforderung nachkam. »Gut, ich muss nur den Schlüssel holen.«

»Tun Sie das.«

Er verschwand, und ich drehte mich wieder dem Zaun zu, um das Grundstück zu beobachten.

Es wirkte auf mich tot und leer, wobei es fluchtartig verlassen

zu sein worden schien. Natürlich hatte es aus der Höhe gesehen kleiner gewirkt. Jetzt sah ich seine wahre Größe, und die war schon enorm. Sehr hoch ragten die Stahlträger in den Himmel. Sie sahen stabil aus und auch uneinknickbar. Doch seit den schlimmen Vorfällen in New York hatte ich auch darin das Vertrauen verloren.

Die Betonfläche war nicht nur glatt. Es gab überall Öffnungen und Schächte, die in die Unterwelt führten. Baumaschinen standen herum, und der Schatten des Hauses, aus dem ich gekommen war, fiel über die flache Fläche.

Der Mann mit dem Schlüssel kehrte zurück. Noch immer schaute er mich misstrauisch an, und er sagte: »Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich hier tue.«

»Es ist richtig, verlassen Sie sich darauf.«

Er sah mich noch mal schief an, dann begann er, das Gittertor aufzuschließen. Ich wollte von ihm wissen, ob es Schächte gab, durch die ich nach unten gehen konnte.

Ruckartig richtete er sich auf. »Was wollen Sie denn da?«

»Also gibt es sie?«

»Die Garage unten ist fertig. Sonst noch Fragen?«

Ich blieb ruhig, obwohl er mich ziemlich aggressiv angemotzt hatte. »Ja, Meister. Ich möchte gern von Ihnen wissen, ob Ihnen in der letzten Zeit etwas aufgefallen ist.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ungereimtheiten.«

»Wie in den Staaten?«

»Nein, das nicht.«

Er war blass geworden. »Aber ihr rechnet bereits damit, wie?«, flüsterte er.

»Wer auch immer damit rechnet und schon Gegenmaßnahmen aufbaut, ich gehöre nicht dazu. Ich will nur von Ihnen wissen, ob Ihnen etwas aufgefallen ist. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Nein, hier ist alles ruhig geblieben. Das Gelände wird auch

in der Nacht bewacht. Da wurden keine Maschinen gestohlen und auch kein Material, wie es sonst üblich ist.«

»Danke, Mister, genau das wollte ich von Ihnen wissen. Und jetzt können Sie sich zurückziehen, denn ich werde mich hier mal allein umschauen. Danke noch mal.«

»Ja, schon gut.«

Das Tor quietschte, als er es aufzog. Bevor ich hindurchging, sagte ich noch: »Schließen Sie es nicht ab, lehnen Sie es nur an. Ich habe nämlich keine Lust, zu klettern.«

»Ist schon klar.«

Ich ging über den rauen Beton hinweg. Obwohl die Baustelle sich in einer belebten Umgebung befand, kam ich mir schon einsam vor, als ich über die riesige Platte schaute. Bewacht fühlte ich mich von den Baukränen und den Maschinen, die in meiner Nähe standen. Die Lücken - Zugänge - waren verschalt worden. Das Holz ragte über den Betonboden hinweg. Ich roch den Staub, ich drehte den Kopf, während ich ging, und kam mir manchmal lächerlich bei meiner Aktion vor, denn irgendwelche Feinde waren nicht zu sehen.

Und doch gab es sie. Hätte ich sie nicht selbst erlebt, dann hätte ich auch anders gedacht, so aber war ich auf der Hut und rechnete damit, dass sie sich zeigten und angriffen, denn auch ich zählte zu ihren Feinden. Das Kreuz hatte ich in meine Tasche gesteckt, um es so schnell wie möglich einsetzen zu können, obwohl ich nicht wusste, ob es die Totengeister samt ihrem Seelenführer tatsächlich vertrieb.

Vor einer Verschalung blieb ich stehen. Bretter umgaben das Viereck. Sie ragten nicht so hoch, als dass ich nicht über sie hätte hinwegsehen können. Ich beugte mich vor und ließ meinen Blick in die Tiefe gleiten.

Viel bekam ich nicht zu sehen. Allerdings machte mir der Beginn einer Treppe Mut, die nach unten führte. Ich ging davon aus, dass es die Nottreppe war, über die man zu Fuß in die Tiefgarage gelangte. Sie lag unter dem Niveau der norma-

len Höhe. Es war gut vorstellbar, dass bei den Grabungen der alte Friedhof vernichtet worden war. Da hatte man die Ruhe der Toten brutal gestört, und jetzt waren die Geister zurückgekehrt, um ebenfalls keine Ruhe zu geben. Vielleicht hatten sie die ewige Ruhe auch nie gefunden. Vielleicht hatte es ihr Totenbegleiter gar nicht geschafft, sie in die Totenwelt zu schaffen, wo sie dann für ewig und alle Zeiten bleiben würden.

Das jedenfalls musste ich herausfinden. So allein in die Tiefe zu steigen, war auch mit einem Risiko verbunden, aber das hatte ich schon oft genug erlebt. So etwas konnte ich gar nicht mehr zählen.

Weil die Verschalung hoch über die Betondecke ragte, war es gar nicht so einfach für mich, sie zu überklettern. Aber es gab keinen anderen Weg, und es war mir auch egal, ob man mich dabei beobachtete oder nicht. Ich sah keine andere Möglichkeit, zu einem Erfolg zu kommen.

Von meinem Standort aus sah ich die Hütte. Der Mann war nicht in ihr verschwunden. Er stand davor und beobachtete mich. So würde er auch sehen, wenn ich mich in die untere Region begab. Es war mir letztendlich gleichgültig. Ich wollte nur heil die Verschalung überklettern, was ich auch schaffte, und schließlich etwas staubig vor einer Treppe stand, die in Beton gegossen war und kein Geländer auf wies.

Das Licht fiel in den Schacht, aber es reichte nicht bis zum Ende der Treppe. Die letzten Stufen verschwanden in der Dunkelheit. Wenn ich unten war, musste ich meine Lampe einsetzen. Das tat ich allerdings schon vor dem Start. Ich leuchtete die Stufen hinab und sah, dass im Lichtstrahl zahlreiche Staubpartikel tanzten, die wie ein Flimmern wirkten. Der Staub lag auch auf den Stufen und hatte sie glatt werden lassen. Deshalb ging ich sehr vorsichtig weiter und ließ den hellen Lichtkreis von einer Stufe zur anderen wandern.

Es roch nach Beton, nach Staub. Es roch auch feucht. Wer sich hier länger aufhielt, der würde sehr bald von einer klam-

men Kleidung bedeckt sein. Das war keine Umgebung, in der man gern arbeitete.

Mich griff man nicht an, und so erreichte ich völlig normal das Ende der Treppe und stand in dieser großen unterirdischen Halle. Jetzt erlebte ich, wie groß eine Tiefgarage sein kann, wenn sie von keinen Fahrzeugen gefüllt ist.

Aber es war nicht völlig dunkel, denn es gab nicht nur den einen Zugang und Schacht, durch den ich gekommen war. Vier schwache Lichtinseln verteilten sich noch in diesem unterirdischen Komplex, durch den das Licht meiner Leuchte wanderte und Streifen hinterließ, die die Dunkelheit zerschnitten.

Ich ging weiter. Der Beton unter meinen Füßen zeigte sich aufgeraut. Er war nicht so glatt gegossen worden, sodass immer wieder Hindernisse hochstanden, über die ich leicht stolpern konnte.

Ich rechnete fest damit, dass sich die andere Seite zeigen würde. Ich ging einfach davon aus, mich auf dem Gelände des alten Friedhofs zu bewegen.

Noch zeigte sich dieser unheimliche Spuk nicht. Aber er war in der Nähe. Er lauerte auf seine Chance. Ich spürte es. Ich war mir sogar sicher. Ich hatte sie provoziert und mich durch sie nicht vertreiben lassen. Sie wussten, dass ich ein Gegner war, mit dem sie rechnen mussten. Ich war nicht so leicht zu besiegen, und diese Tatsache würde immer durch ihre Köpfe huschen.

Ich sah mich immer wieder sichernd um.

Als ich einen der anderen Einstiege erreichte, blieb ich stehen. Auch hier endete eine Treppe. Ich blickte den Schacht hoch, sah den Himmel, und er kam mir so unendlich weit entfernt vor.

Und dann erwischte mich die Kälte!

So war es immer. Sie konnten gar nicht anders, wenn sie ihre Welt verlassen hatten. Dieses eisige Gefühl floss über meinen Rücken hinweg und zog sich hoch bis hin zum Nacken.

Es war eine unnatürliche Kälte, obwohl sie mich von außen erreichte und nicht von innen. Man konnte sie schlecht beschreiben. Düster-poetisch gesagt, war sie die Kälte des Todes, der ich mich entgengendrete und dabei die Leuchte anließ.

Ich hatte den Schein so breit wie möglich gestellt, um einen großen Ausschnitt ausleuchten zu können, und das war auch gut so, denn so sah ich den Nebel.

Der Schein meiner Lampe glitt in ihn hinein. Er floss aus dem Boden, der unzählige Ritzen und Öffnungen zu haben schien, aus denen der unheimliche Dampf hervordrang. Dünn wie Fäden und zittriger Rauch verließ er die Tiefe und baute eine andere Welt auf.

Ich tat nichts, schaute einzig und allein zu. Das Grauen kam, aber es war auf eine bestimmte Art und Weise auch faszinierend. So etwas sah man oft in einem Gruselfilm, aber hier erlebte ich es in der Realität und musste zugeben, dass die Vergangenheit nicht gestorben, sondern sehr lebendig war.

Es waren keine Geräusche zu hören. Lautlos stieg der Nebel aus den dünnen Poren. Er verteilte sich in Wolken, die ständig eine andere Form annahmen, da sie sich laufend veränderten.

Der Nebel drang nicht nur aus einer Stelle aus dem Boden, sondern aus vielen anderen, sodass es nicht lange dauerte, bis er das gesamte Parkdeck erfüllt hatte.

Natürlich hatte er die Kälte der Totenwelt mitgebracht. In meiner Umgebung war die Temperatur merklich gefallen. Ich war nicht in der Lage, nachzumessen, aber ich konnte mir schon vorstellen, dass eine Schale mit Wasser eine Eisschicht bekommen würde, wenn man sie hier abstellte und davon ausging, dass es eine normale Kälte war.

Daran glaubte ich nicht.

Nein, sie war anders. Sie war dichter, kompakter. Sie war auf eine gewisse Art und Weise auch fremder für mich, und dieses Fremde hatte auch mich erreicht. Sie legte sich auf meine Hände und auf das Gesicht.

Ich strich mit der rechten Hand über meine Wange hinweg. Da war sie wieder zu spüren. Eine kalte Schicht lag auf der Haut, als hätte es jemand geschafft, Öl gefrieren zu lassen.

Ich zitterte nicht. Ich fror auch nicht, wie es vielleicht normal gewesen wäre. Die Kälte kroch in meinen Körper hinein. Sie wollte dafür sorgen, dass ich meine Glieder nicht mehr bewegen konnte. Genau dagegen kämpfte ich an.

Ich wollte mich nicht steif machen lassen. Ich wollte in Bewegung bleiben, deshalb trat ich auf der Stelle, und ich bewegte auch die Arme. Das Licht fuhr hin und her. Es drang in den Nebel ein und verlor sich darin, aber es leuchtete an einigen Stellen auch heller auf. Das geschah immer dann, wenn ein hellerer Punkt innerhalb des Graus getroffen wurde, und das waren nun mal die skelettierten Gestalten, die den Boden so gut wie nicht berührten und durch den Nebel trieben.

Knochenkörper mit langen Armen und grässlichen Fratzen. All die Magier und Schamanen, die im Laufe der langen Jahre hier gestorben waren und keine Ruhe gefunden hatten.

Es war kein ruhiger Nebel. Die Unruhe blieb immer bestehen, und ich konnte seine Ausbreitung mit einem lautlosen Brodeln vergleichen.

Noch hatte ich den Totenbegleiter nicht gesehen. Ich war mir allerdings sicher, dass er bald erscheinen würde, um seine Botschaft zu überbringen. Er wollte mich, er wusste, dass ich ein Feind war, und Feinde ließ einer wie er nicht am Leben.

Das Licht reichte zwar nicht bis in den Hintergrund des Parkdecks hinein, trotzdem sah ich dort eine Bewegung, die erst beim zweiten Hinschauen meine Aufmerksamkeit erregte, denn beim ersten Mal war sie zu undeutlich.

Nein, es stimmte nicht. Es beschränkte sich nicht nur allein auf den Hintergrund dieser Halle, denn ich sah, dass sie überall erschienen. Die alten Grabsteine und Stelen tauchten überall auf. Ich sah sie in meiner Nähe, vor mir, an den Seiten, und sie wirkten sehr kompakt. Andererseits aber auch zerbrechlich und

wie ein Spuk, der jeden Augenblick wieder verschwinden konnte.

Es passte mir jetzt nicht, dass das Kreuz noch in meiner Jackentasche steckte. Ich holte es hervor und war irgendwie beruhigter, als ich die Wärme spürte. Es hatte das Böse erfasst. Mehr würde meiner Meinung nach nicht geschehen, denn es war noch nicht so alt, um gegen einen wesentlich älteren Zauber anzugehen.

Die Skelette wehten auf mich zu. Sie brauchten nicht mal den Kontakt mit dem Boden zu haben. Sie schwammen durch den kalten Dunst ihrem Ziel entgegen und brachten die verdammte Kälte mit, die ich immer dann intensiv spürte, wenn sie in meine Nähe kamen.

Ich fasste nach ihnen, nachdem ich das Kreuz und die Leuchte in die linke Hand genommen hatte. Meine Finger bekamen nichts zu greifen. Ich griff hindurch, hatte aber dabei das Gefühl, eine noch stärkere Kälte in deren Nähe zu erleben.

Sie trieben vorbei. Sie wollten mich nicht. Ich erlebte keine Berührungen, nur eben, dass sich die Kälte noch mehr verdichtete und mir damit größere Probleme brachte.

Ich blieb nicht auf der Stelle stehen. Ich wollte mich bewegen, damit die Kälte nicht siegte. Von einer Seite zur anderen führte mein Weg. Dabei ließ ich die Geistwesen nicht aus den Augen. Sie blieben weiterhin tanzende Gestalten, die sich um mich herumdrehten und immer wieder gegen mich stießen.

Ich erlebte ständig die Kältestöße. So wanderte ich über den alten Friedhof, als wären die Grabsteine nicht vorhanden. Ich empfand sie nicht als Hindernisse, passierte sie oder kam mir vor, als würde ich durch sie hindurchschreiten.

Wo war der Unheimliche mit seinen langen schwarzen Haaren?

Ich glaubte einfach nicht daran, dass er nur die Geister vorgeschickt hatte und sich selbst zurückhielt. So schätzte ich ihn nicht ein. Er war ein Beschützer, ein Bewacher, und er würde

seine Schützlinge nicht im Stich lassen.

Dann sah ich ihn, als ich einen Blick nach rechts geworfen hatte. Er stand zwischen den Grabsteinen und hatte mir seine rechte Hand entgegengestreckt.

Ich hatte vorgehabt, ihm eine Frage zu stellen. Dazu ließ er mich nicht kommen. Ich hörte wieder seine Stimme, die von mehreren schrillen Geräuschen überdeckt war.

»Willkommen bei uns, Mensch ...«

Ich hatte seine Botschaft verklingen lassen und hielt mich auch mit einer Antwort zurück. Was er damit meinte, das hatte er mir gesagt. Ich war bei ihnen. Ich hielt mich dort auf, wo er und seine Gestalten sich wohlfühlten. Sie hatten mich zu ihrem Friedhof gelockt, der nicht verschwunden war und zwischen den Zeiten schwebte, möglicherweise auch in der Vergangenheit.

Er wartete auf meine Antwort. Nur ließ ich mir damit auch weiterhin Zeit, denn ich hatte mittlerweile festgestellt, dass eine Veränderung eingetreten war.

Jetzt verstand ich seine Botschaft auch besser. Ich war tatsächlich bei ihnen. Ich konnte mich drehen, und ich konnte die Grabsteine normal berühren, was mir vorhin nicht gelungen war. Hier war die Vergangenheit zur Gegenwart geworden. Der Tod hatte es geschafft, die Zeiten verschmelzen zu lassen.

Aber ich wollte es genau wissen und bewegte mich so nach rechts zur Seite hin, dass ich mit dem Körper gegen einen Widerstand stieß, und das war eben ein Grabstein.

Wenn er so fest war, dann mussten sich auch die Skelette verändert haben. Ich würde sie nicht mehr als feinstofflich erleben, sondern als stofflich, und dann konnte ich davon ausgehen, dass sie in kurzer Zeit einen Angriff starten würden.

Ich sah, wie sie über die Gräber schritten. Sie lösten sich aus

dem Nebel. Manche lehnten sich an ihre Grabsteine, als sollten diese bewacht werden. Aber sie taten mir nichts, denn es gab jemanden, der ihnen die Befehle erteilte, und wahrscheinlich warteten sie darauf.

Der Totenbegleiter setzte sich in Bewegung. Schon beim ersten Schritt geriet seine dunkle Mähne in Wallung, die so gar nicht zu seinem bleichen Gesicht passen wollte, von dem ich noch immer nicht wusste, ob es auch aus Haut bestand oder nur aus einem glatten Knochengebilde. Die Mundwinkel waren tief nach unten gezogen, sodass er ein Loch bildete, das an einen Halbmond erinnerte. Das dunkle Leichenhemd warf zahlreiche Falten, und es verbarg den Körper der verdammten Gestalt, die hier herrschte.

Ich wartete auf den Angriff. Mein Kreuz störte ihn nicht. Dafür sprach er mich wieder an, und ich sah, dass sich sein Mund dabei nicht bewegte. Jedes Wort drang tief aus seinem Innern hervor und wurde wieder von diesen schrillen Lauten begleitet. Es war sowieso ein kleines Wunder, dass ich mich überhaupt mit dieser Gestalt unterhalten konnte. Wahrscheinlich hatte sie all die lange Zeit in einer bestimmten Welt überlebt und auch dazugelernt.

Er blieb dann stehen, flankiert von seinen verwesten Begleitern. Es war mir klar, dass es noch nicht zu einer Auseinandersetzung kommen würde, dann hätte er anders reagiert.

»Du gehörst nicht dazu«, erklärte er mir, »und trotzdem hast du dich eingemischt ...«

Seine Stimme erreichte mich nicht nur von vorn. Sie drückte jetzt von allen Seiten gegen mich, und sie drang auch in meinen Kopf hinein wie das störende Geräusch aus einem Radio, bei dem der Sender nicht richtig eingestellt worden war.

»Wozu gehöre ich nicht?«

»Zu denen, die hier den Frevel begangen haben. Wir nahmen es ein Mal hin, ein zweites Mal nicht mehr. Unser Friedhof braucht seine Ruhe, und wir werden diejenigen vernichten, die

sich besonders dabei hervortun.«

»Das habt ihr doch schon getan«, sagte ich.

»Nein, nicht alle. Eine Person lebt noch.«

»Wer ist das?« Ich stellte die Frage, obwohl ich die Antwort bereits kannte.

»Die Frau!«

»Sie wird euch nichts mehr tun. Sie wird ihren Job aufgeben. Sie wird von hier weggehen. Ihr braucht sie nicht zu töten, und ich glaube auch nicht, dass dieses Haus weitergebaut werden wird. Inzwischen ist auf unserer Welt zu viel passiert. Es kostet Geld, wenn man bauen will, und es ist die Frage, ob das Geld hier zusammenkommt. Eure Rache hat sich erfüllt. Lass sie jetzt bleiben. Es hat zwei Tote gegeben, das sollte wirklich reichen.«

»Nein, es ist zu spät. Wir wollen alle Drei. Und wir wollen auch dich, denn auch du hast dich gegen uns gestellt. Du stehst auf der anderen Seite und bist deshalb unser Feind. Du hast die Frevler beschützen wollen, weil...«

»Ja, weil!«, unterbrach ich ihn mit harter Stimme. »Weil es mein Beruf ist, Mörder zu stellen. Die Menschen sind ermordet worden. Magst du es auch nicht verstehen und begreifen, aber in unserer Zeit gibt es Gesetze, an die man sich halten muss. Auch ich kann sie nicht umgehen. Deshalb habe ich mich einmischen müssen, und ich sehe dich und deine Helfer als Mörder an. Aber ich weiß auch, dass die Toten nicht mehr zurückzuholen sind. Wir sollten es dabei belassen. Zieht euch wieder zurück in das Zwischenreich, wo ihr die ganze Zeit über gewartet habt, denn auch du hast es nicht verstanden, die Toten in das große Jenseits zu führen. Ihr seid die unruhigen Geister, die keine Ruhe finden können. Nicht auf eurem Friedhof und auch nicht in eurem Reich. Ihr seid nichts anderes als Verfluchte der Zeit oder Totensucher. Eure Ära ist dahin. In dieser Welt ist kein Platz mehr für euch. Es gelten andere Regeln und Gesetze ...«

»Nein, nicht für uns. Wir haben nach unseren eigenen gelebt. Wir werden uns die Frau noch holen. Sie wird den kalten Tod erfahren. Und wir werden uns jeden holen, der sich auf ihre Seite gestellt hat. Und dazu gehörst auch du.«

Es war schon seltsam, aber die Drohung beeindruckte mich nicht. Es lag nicht an den Worten, wie ich nach kurzem Überlegen feststellte, hier ging es mehr um die Veränderungen, denn dieser Anführer und Totenbegleiter war nicht nur mehr feinstofflich, sondern jemand, den man anfassen und auch bekämpfen konnte.

Vielleicht mit einer geweihten Silberkugel?

Es war alles möglich geworden. Die Toten hatten sich versammelt, um Rache zu nehmen. Sie waren sogar durch ihre Macht in die Gegenwart getaucht und feinstofflich geworden und demnach verletzlich.

Ich steckte die kleine Lampe weg. Das Kreuz wechselte ich in die linke Hand. Es war hell genug, um auch die Umgebung zu sehen. Der Nebel schwamm in Schwaden über den Boden. Er umkreiste die Grabsteine und auch die skelettierten Gestalten, aber er war nicht so dicht, als dass er mir die Sicht genommen hätte.

Ich wartete auf den Angriff der Skelette. Noch erfolgte er nicht. Vielleicht wollte mich der unheimliche Seelenbegleiter vor Angst winseln hören, doch den Gefallen würde ich ihm nicht tun. Ich ging ihn sogar mit Worten an.

»Überlege es dir. Es ist deine letzte Chance, dich zurückziehen in deine Welt. Führe die Toten endlich dorthin, wo sie auch hingehören, dann werdet auch ihr eure Ruhe haben und nicht mehr auf der Suche sein.«

»Die Frau muss sterben. Sie hat uns zuviel angetan. Und du stehst auf ihrer Seite.«

»Das wird auch so bleiben.«

»Dann ist dein Leben auch verwirkt!«

Ich wusste nicht, ob dieser letzte Satz zugleich auch die

Aufforderung zu einem Angriff war. Vorstellen konnte ich es mir und reagierte deshalb im Voraus.

Das Kreuz behielt ich in der linken Hand, weil ich die andere frei haben wollte, um meine Waffe zu ziehen. Noch hatte mich die Kälte nicht so stark gepackt, als dass sie meine Bewegungen stark behindert hätte.

Ich hielt die Beretta wenig später in der Hand und zielte genau auf das schreckliche Gesicht der Gestalt.

»Ich will es nicht unbedingt, aber es gibt keine andere Lösung mehr«, erklärte ich ...

Der kalte Nebel war da, er hatte sich nicht getäuscht. Und er war genau dort, wo auch er sich aufhielt und natürlich sein Schützling Corinna Rice.

Suko unternahm noch nichts. Er ließ nur seinen Gedanken freien Lauf und kam auch zu einem Ergebnis. Er ging davon aus, dass der Nebel nicht ihn vernichten wollte, es kam ihm auf die Frau an. Corinna Rice sollte das dritte Opfer sein, denn sie hatte ebenfalls unmittelbar mit dem Bau des zweiten Hauses zu tun.

Eine geweihte Silberkugel abzuschießen, wäre die reine Verschwendung gewesen. Deshalb verließ sich Suko auf die Dämonenpeitsche, denn dieser Nebel bestand ebenfalls aus Materie, auch wenn er keinen normalen Widerstand bot wie ein Baum oder eine Mauer. Hinzu kam noch etwas. Wenn Suko genauer hinschaute und das tat er, dann sah er innerhalb der Schwaden die bleichen Gestalten der Skelette, die nicht normal die Treppe hoch gingen, sondern flach auf den Bäuchen lagen und hochgeschoben wurden. Sie schwammen in die Höhe. Dabei bewegten sie ihre Knochenarme, als wollten sie Suko zuwinken.

»Wir müssen weg, Suko!«

Hinter seinem Rücken war die Stimme der Frau aufgeklungen. Corinna Rice stand zwar unter Druck, aber in ihrer Stimme hatte keine Panik mitgeschwungen. Es war nur ein leichtes Zittern zu hören gewesen.

»Nein, wir bleiben.«

»Sie sind lebensmüde!«

»Das mögen Sie zwar so sehen, aber das bin ich nicht. Wir müssen bleiben, verstehen Sie?«

»Nein!«

»Man will Sie!«

»Mich?« Jetzt klang ihre Stimme schon schriller.

»Ja, man will Sie.« Suko sprach, ohne sich umzudrehen.

»Man will sie als eine Person, die damit beschäftigt ist, auch das zweite Haus zu bauen. So müssen Sie es einfach sehen. Sie saßen oder sitzen an der Quelle, und das weiß die andere Seite sehr genau. Tut mir Leid, dass ich Ihnen das so drastisch sagen muss. Es ist nun mal so, und auch Sie sollten der Wahrheit ins Auge sehen.«

»Wahrheit?«, schrie sie. »Was ist das denn für eine verdammte Wahrheit, Mann? Das ist doch alles wie ein böser Albtraum. Das kann man als normaler Mensch nicht begreifen. Und da sprechen Sie von einer Wahrheit?«

»Sind die beiden Toten nicht Wahrheit genug?«

Suko hatte genau den Kern getroffen. Er hörte keine Antwort mehr, dafür nur ihren heftigen Atem. Sie stand unter großem Stress, während der Nebel langsam höher kroch und die Kälte ihm als Botschaft vorauseilte. Der Inspektor drehte den Kopf und schaute kurz auf die hinter ihm stehende Frau.

Bisher hatte sich Corinna Rice stark zusammengerissen. Nun aber war diese Fassade zerbröckelt. Man sah ihr die Angst an, die sie in den Klauen hielt. Zwar stand sie noch auf der Treppenstufe, aber sie zitterte so stark, dass ein Abrutschen jeden Augenblick zu befürchten war.

»Es hat auch keinen Sinn, wenn Sie fliehen«, erklärte Suko.

»Man wird Sie nicht lassen. Sie werden einen kurzen Aufschub erreichen können, mehr aber nicht.«

»Woher wissen Sie das?«

»Denken Sie mal nach«, sagte Suko mit ruhiger Stimme. »Der Nebel und seine Geister können überall sein. Es gibt für ihn keine Wände, die ihn aufhalten. Er will Sie. Er will seine Rache für den Frevel, den Sie und Ihre Kollegen ihm angetan haben. So ist das nun mal mit der anderen Seite dieser Welt. Oft sind es die gleichen Gesetze, denen auch wir folgen. Nur werden sie dort konsequenter durchgesetzt.«

»Wie können Sie gegen diese Macht gewinnen?«

Er nickte ihr zu. »Wir schaffen es. Noch mal, ich bin gekommen, um den Mörder zu fangen. Man hat mich nicht grundlos gerufen. Ich kann Ihnen versprechen, dass dies nicht der erste Fall ist, mit dem ich konfrontiert werde.«

Corinna Rice holte ein paar Mal tief Luft, aber sie wusste nicht mehr, was sie noch erwidern sollte. Sukos Worte hatten ihr den Wind aus den Segeln genommen. Außerdem sah sie jetzt, dass die verdammten Nebelschwaden sich wieder in Bewegung gesetzt hatten und noch näher an das erste Ziel herangekommen waren.

Suko sah die Skelette in der weißgrauen Masse deutlicher. Kalte Fratzen, lange Arme, gekrümmte Finger, die schon jetzt ein Ziel suchten, um es zu erwürgen.

Und sie brachten die Kälte mit. Eis in einer anderen Form. Eis als Nebel, der lautlos über die Stufen nach oben rollte, dabei auch anstieg und sich auf dem Weg zum Ziel noch weiter verdichtete. Er hatte mittlerweile die gesamte Höhe des Treppenhauses ausgefüllt und würde sich wie eine gewaltige Decke auf Suko senken, um ihn zu verschlingen, zu töten und seinen Körper vereisen zu lassen.

Suko bewies, wie gut seine Nerven waren. Er ließ den Nebel kommen. Er dachte auch nicht an Flucht vor dieser widerlichen Masse, denn sie war einfach überall.

»Bitte, Inspektor, denken Sie noch mal nach ...«

»Das habe ich getan.«

»Wir könnten den Lift nehmen.«

»Wollen Sie so enden wie Eddy Aldrich?«

»Nein, aber ...«

»Eben.«

Er wollte nicht mehr diskutieren, denn die grauweiße Wand mit den knöchernen Gestalten darin war jetzt so nahe, dass Suko sie bereits durch einen Schlag mit der Dämonenpeitsche erreichen konnte. Er, spürte die Kälte noch deutlicher.

Als hätte ein Eismonster sein Maul geöffnet, so wehte ihm der Hauch entgegen.

In ihn schlug Suko hinein.

Er hatte die Peitsche kurz zuvor in die Höhe gerissen, sie leicht beim Schlag angedreht, und er sah jetzt, dass die drei Riemen in der Luft auseinander fächerten, um möglichst viel Masse treffen zu können, obwohl es hier nur Nebel war.

Es war möglicherweise die einzige Chance, und Suko sah, wie die Riemen in die Masse hineinglitten. Er ließ die Peitsche nicht los, er schaute zu, wie sich plötzlich Lücken auftaten und den Nebel an einigen Stellen brutal zerrissen.

Die Wolken gerieten durcheinander. Sie trieben nicht mehr weiter auf ihn zu. Der Schlag hatte sie gestoppt. Sie drehten sich im Kreis auf der Stelle, und auch die Gestalten trieben nicht mehr auf Suko zu, sondern drehten sich ebenfalls, als wollten sie einen Fluchtpunkt an der Decke suchen.

Der zweite Schlag!

Diesmal hatte Suko genau gezielt und sich eines der Gerippe vorgenommen. Er hörte kein Klatschen, spürte auch keinen Widerstand, aber sah, wie die Knochen auseinander brachen. Die Macht der Dämonenpeitsche hatte die Gestalt buchstäblich zerrissen, und während die Knochen noch in der Luft schwebten, lösten sie sich auf und verwandelten sich ebenfalls in Nebel.

Es klappte. Es gab also etwas, mit dem die verfluchten Totengeister besiegt werden konnten.

Suko ging den quirlenden Wolken entgegen. Er tauchte jetzt fast ein in den Nebel, und mit seiner Peitsche räumte er unter den unheimlichen Gestalten auf.

Für einen Beobachter musste es lächerlich aussehen, wie Suko auf der Treppe stand und gegen die Schwaden ankämpfte. Seine Ziele fand er mit einer tödlichen Sicherheit. Immer wieder erwischten die Riemen der Peitsche die bleichen Skelette. Bei jedem Aufprall entstand ein winziger Blitz, bevor die Gestalten eingingen in den restlichen Nebel, der immer weniger wurde und ausdünnte.

Es war ein lautloses Sterben oder Vergehen. Suko hörte keinen Laut. Kein Schrei des Todes erwischte seine Ohren. Kein Heulen, kein Wehklagen, es blieb so verdammt still, als die Skelette starben und sich der Nebel immer mehr zurückzog.

Für Suko sah es aus, als würde er in die Wände, die Decke und auch in die Stufen kriechen. Er war längst nicht mehr so dicht, sondern bestand nur noch aus zitterigen Dunstwolken, die Sekunden nach ihrem Eintreten in die normale Materie Vergangenheit waren. Suko glaubte auch nicht daran, dass sie noch mal zurückkehrten.

Er ließ die Hand mit der Peitsche sinken. Bis auf einen geringen Rest war die Totenkälte verschwunden, und der Inspektor drehte sich wieder der hinter ihm wartenden Corinna Rice zu.

Sie stand am Beginn der Treppe. Ihr Rücken hatte Halt an der Wand gefunden. Das musste auch so sein, sonst wäre sie sicherlich zusammengesackt und die Treppe hinabgefallen. Sie wollte etwas sagen, aber sie war nicht in der Lage dazu und schüttelte immer wieder den Kopf, als könnte sie das Geschehen nicht begreifen.

Er würde später mit ihr sprechen. Für Suko war es jetzt wichtig, noch einen Blick in das Treppenhaus zu werfen. Er wollte sich vergewissern, dass der Nebel nicht noch an irgend-

welchen anderen Stellen auf Opfer wartete.

Soweit er das erkannte, war es nicht der Fall. Die andere Seite hatte genau gewusst, wo sie angreifen musste, aber sie hatte nicht bedacht, dass es jemanden gab, der ebenso stark war.

»Ist es vorbei, Suko?«

»Ja, ich denke schon.«

»Und jetzt?«

»Werde ich zu Ihnen kommen.«

Suko drehte sich um und stieg die Treppe hoch. Er lächelte, aber Corinna erwiderte sein Lächeln nicht. Sie war zu benommen. Als Suko vor ihr stand, schaute sie ihn nur an.

»Ja, Corinna, Sie können aufatmen. Es gibt den Nebel nicht mehr und auch nicht die Gestalten, die in ihm trieben. Die andere Seite hat es nicht geschafft, Sie zu töten.«

»Ja, ich lebe«, flüsterte sie, drehte den Kopf und schaute die leere Treppe hinab. »Aber wie haben Sie das geschafft? War das eine Peitsche, mit der Sie zugeschlagen haben?«

»Genau.« Er zeigte sie ihr.

Corinna zögerte, die Riemen anzufassen. Schließlich griff sie doch zu und ließ ihre Finger über das weiche Material gleiten.

»Bei mir passiert nichts«, flüsterte sie. »Wieso eigentlich? Wie ... wie ist das überhaupt möglich?«

»Freuen Sie sich.« Suko steckte die Peitsche wieder weg.

»Wären Sie ein Dämon, dann sähe es anders aus.«

»Dämon?«, hauchte sie.

»Ja, oder ein dämonisches Wesen. Egal, wie man das sieht, Corinna. Wir haben es geschafft, das müssen Sie sich immer vor Augen halten.«

Sie zog die Schultern in die Höhe, als läge die Totenkälte noch in ihrer Nähe. Dann bewies sie, dass sie trotz ihrer Angst richtig nachgedacht hatte. »Ist das denn nicht nur ein Teilsieg gewesen? Ich kann nicht an einen endgültigen glauben. Da ist doch noch Ihr Freund und Kollege, der sich nicht gemeldet hat.«

»Er wollte nach drüben.«

»Eben und ...«

Suko ließ sie nicht aussprechen. »Wir werden jetzt gemeinsam das Haus verlassen, wie wir es vorgehabt haben. Sie können sich irgendwo in der Nähe aufhalten, wenn Sie wollen.«

»Und was ist mit Ihnen?«

Suko lächelte kurz. »Ich werde mich auf den Weg machen und meinen Freund John Sinclair besuchen.«

»Im Nebenhaus?«

»Wo sonst.« Suko nahm ihre Hand. »Kommen Sie. Bringen wir es hinter uns.«

Es hatte der Worte bedurft, um Corinna zu überzeugen. Jetzt nickte sie und es gab auch keinen Widerstand mehr.

Wie ein Kind ließ sie sich durch das Treppenhaus führen. Die Angst hatte sie noch nicht losgelassen, das war ihren Blicken anzusehen, mit denen sie sich immer wieder umschaute, um herauszufinden, ob die Luft wirklich rein war.

Sie war es.

Problemlos erreichten sie das Erdgeschoss, wo der normale Betrieb weiterlief, als wäre nichts geschehen. Darüber war Suko mehr als froh, denn die andere Seite hätte es auch brutaler machen können, wenn sie sich nicht nur auf die Menschen konzentriert hätte, die unmittelbar betroffen waren, sondern auf alle, die hier lebten.

In der Halle konnte Corinna zum ersten Mal wieder lächeln. Sie wurde auch angesprochen, aber sie gab keine Antwort. Es drängte sie, das Haus zu verlassen.

Suko blieb auch jetzt bei ihr. Draußen waren beide froh, wieder die normale Luft atmen zu können. Der Kopf des Inspektors drehte sich dem zweiten Gebäude zu, bei dem nicht einmal eine Etage stand, sondern nur der Keller als Tiefgarage angelegt worden war.

Auf der großen Platte bewegte sich niemand. Suko hatte

irgendwie damit gerechnet, seinen Freund John zu sehen, und war im ersten Moment enttäuscht, dass dies nicht der Fall war. Er konnte allerdings auch nicht glauben, dass sich John zurückgezogen hatte. Das war nicht seine Art. Wenn er etwas herausfinden wollte, dann war die schon fertig gestellte Tiefe auch eine Möglichkeit.

»Wir werden uns gleich noch sehen«, sagte er zu Corinna Rice und ließ sie einfach stehen.

Die Frau rief ihm noch etwas nach, da aber war Suko längst verschwunden. Er hörte die Stimme nicht mal. Aufgrund einer günstigen Gelegenheit war es ihm gelungen, die Straße schnell zu überqueren, die beide Bauten voneinander trennte.

Auf der anderen Seite suchte er nach einem Zugang. Leider baute sich nur ein Zaun vor ihm auf. Und der friedete das gesamte Baugelände ein. Suko wollte ihn schon überklettern, da fiel ihm das zweiflügelige Tor in der Nähe auf.

Er ging hin und wollte kaum glauben, was er zu sehen bekam. Es war nicht abgeschlossen.

Er zog es auf und hatte es fast geschafft, als er in seiner Nähe eine Stimme hörte. Ein Mann rannte herbei. Es war ein Wächter einer privaten Sicherheitstruppe.

»Da können Sie nicht rein, Mann!«

Suko drehte sich um. »Und ob ich kann. Das Tor ist offen, und deshalb werde ich ...«

»Aber nicht für Sie!«

»Für wen dann?«

Der Mann deutete zuckend mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf Suko. »Da ist vorhin jemand von Scotland Yard gewesen. Ihm habe ich das Tor geöffnet.«

»Ah, John Sinclair.«

»Ja, das ist wohl...« Er stutzte. »Moment mal. Sie ... Sie wissen, wie der Mann heißt?«

»Ja, denn er ist ein Kollege von mir.«

»Sagen Sie nur ...«

Suko zeigte ihm seinen Ausweis. »Reicht das?«

»Natürlich, Sir.«

»Haben Sie meinen Kollegen beobachtet?«

Der Aufpasser senkte den Blick, als hätte er ein schlechtes Gewissen. »Ist ja nicht verboten - oder?«

»Nein, das ist es nicht. Es ist sogar gut so. Dann können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn suchen soll.«

»Er ist nach unten gegangen. Durch einen der Schächte.«

»Und das klappt?«

»Ja, die Treppen sind schon angebracht worden.«

»Herzlichen Dank.«

Bevor der Knabe noch etwas sagen konnte, war Suko bereits durch das Tor geschlüpft.

Es war still auf der Platte. Nur das Rauschen des Windes war zu hören. Suko wäre es lieber gewesen, die Stimme seines Freundes zu vernehmen ...

Ich hatte die Beretta nicht zum Spaß angehoben, denn hier gab es nur die einzige Möglichkeit.

Ich drückte ab.

Nicht überhastet, sondern sehr genau und gezielt.

Ich hörte den Knall, der nicht so laut klang, weil ihn der Nebel dämpfte, und dann sah ich den Einschlag. Die Kugel hatte geradewegs das Knochengesicht der dunkelhaarigen Totengestalt getroffen und mitten in der Stirn ein Loch hinterlassen, dessen Ränder leicht angerissen waren. Ich rechnete damit, die Probleme aus der Welt geschafft zu haben, doch das trat leider nicht ein. Zwar wurde die Gestalt, die jetzt stofflich war, zurückgeschleudert, doch sie fiel nicht zu Boden, sondern blieb auf den Beinen und löste sich auch nicht auf.

Sie drehte sich auf der Stelle, ich hörte so etwas wie ein kreischendes Lachen, und dann starrte sie mich wieder an.

Diesmal mit ihrem »dritten Auge«.

Ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog. Dabei hatte ich das Gefühl, Säure getrunken zu haben. Die Welt hier unten drehte sich vor meinen Augen. Durch den Kugeleinschlag war das Gesicht noch hässlicher geworden, nur hatte das geweihte Silber es leider nicht geschafft.

Die Gestalt schüttelte sich. Aus dem Halbmond-Maul drang mir das Lachen entgegen. »Wolltest du mich vernichten? Wolltest du mich töten? Mich, der schon tot ist?«

Ich schoss wieder.

Diesmal traf die Kugel die Brust. Sie hinterließ ein Loch, aber sie vernichtete den Seelenführer nicht, denn er stand noch immer.

Er spielte mir plötzlich etwas vor, wie eine absurde Theaterfigur. Ich hatte die Kälte und auch die Skelette vergessen, denn vor mir tanzte die Gestalt auf der Stelle wie ein zu groß gewordenes Rumpelstilzchen und riss sich tatsächlich die schwarze Kleidung vom Leib.

Mit den kräftigen Klauenfingern gelang es ihr, den Stoff auseinander zu reißen. Wofür andere eine Schere oder ein Messer gebraucht hätten, das schaffte er mit seinen Händen. Er schleuderte die Fetzen zur Seite, damit ich seinen Körper sehen konnte. Er schien ihn mir bewusst präsentieren zu wollen, und ich feuerte auch nicht mehr auf ihn, denn was unter der Kleidung hervorkam, das war kein normaler Körper mehr, sondern ein schreckliches Gebilde.

Dunkel wie sein Haar. Schmierig, verwest. Haut, die in Lappen herabhing, als wäre sie teilweise abgerissen worden, sodass ich auch die Knochen sah, zumindest Teile von ihnen, die durch die Schwärze schimmerten.

Er war verwest oder halb verwest. Aber er lebte auf seine Art und Weise und war auch nicht durch geweihte Silberkugeln zu vernichten. Die zweite Kugel steckte noch in seiner Brust. Ich sah das helle Schimmern in ihrem Einschussloch ganz hinten,

aber der Totenbegleiter existierte weiter, und seine Helfer ebenfalls.

Die Kälte fiel mir wieder auf. Im Prinzip hatte sich nichts geändert - leider, und ich stand noch immer auf der Todesliste.

Er hatte nicht verwesen können. Er war aus dem Grab zurückgekehrt. Einer der ersten, uralten Zombies. Ein Toter auf der Suche nach Erlösung und einer letzten Ruhestätte, die er wahrscheinlich nicht finden würde, weil sie ihm genommen worden war.

So ging er weiter auf mich zu. Den rechten Arm ausgestreckt, mich als Ziel sehend. Anklagend und beherrschend zugleich. Mit einer Kugel im Kopf und einer in der Brust, was ich deutlich erkennen konnte. Er hasste mich, er wollte mich vernichten.

»Ich kriege dich! Ich kriege dich! Ich kriege alle, die ich haben will...«

Das glaubte ich ihm, aber ich wollte die berühmte Ausnahme sein. Als er vorkam, wich ich zurück. Das bedeutete nicht, dass ich aufgegeben hatte, ich würde alles versuchen, um einen Sieg zu erreichen, aber es war schwer, so verdammt schwer. Dabei hatte ich schon gegen viel mächtigere und stärkere Feinde als dieses Geschöpf gekämpft, doch hier lagen alle Vorteile auf seiner Seite.

Er bewegte seine Arme wie ein Fußballtrainer, wenn er seine Mannschaft nach vorn treiben will. Die Geste galt seinen Vasallen, und der Nebel geriet wieder stärker in Bewegung. Er floss auch schneller auf mich zu, und mit ihm kamen die bleichen Gestalten. Sie würden mich zerreißen, wenn die Kälte mich starr gemacht hatte, und genau dagegen kannte ich im Moment kein Mittel.

Die Treppe hätte die Rettung sein können, aber sie musste ich erst mal erreichen. Es würde zu lange dauern, auch wenn ich rannte, und noch dachte ich nicht wirklich an einen Rückzug.

Dafür tat ich etwas, womit er bestimmt nicht rechnete. Ich

ließ die Beretta verschwinden, das Kreuz ebenfalls, hatte jetzt beide Hände frei und griff an.

Mensch gegen Monster!

Aber der Mensch hatte die Überraschung auf seiner Seite. So etwas hatte ich noch nie getan. Ich sprang die Gestalt an und umklammerte blitzschnell ihren Körper.

Meine Arme spürten einen weichen Widerstand. Die fast völlig verweste Haut konnte man mit einer weichen Schlamm-masse bezeichnen, in die ich jetzt tief hinein gegriffen hatte und die sich unter meinen Händen wie Pudding bewegte.

Die Überraschung lag auf meiner Seite, und sie blieb es auch für eine gewisse Zeit. Bevor der Seelenführer überhaupt richtig begriffen hatte, was mit ihm passierte, hatte ich ihn bereits weg vom Nebel und seinen Helfern gezerrt.

Er ging in einer Schräglage. Ich ließ ihn nicht los und hatte meinen rechten Arm um seinen Hals gelegt, als wollte ich ihm die Luft abdrücken. Bei einem Menschen wäre das der Fall gewesen, bei ihm nicht. Er brauchte keine Luft, um atmen zu können, und ich hörte auch kein Geräusch, das sein Maul verließ.

Wenn die Waffen es nicht schafften, ihn zu töten, dann vielleicht meine Hände.

Noch waren sie nicht so kalt geworden. Ich schaffte es, sie normal zu bewegen. Ich sah, dass ich mich beeilen musste, denn der Nebel hatte eine breite Front gebildet und drang gegen mich vor. Die Grabsteine waren so gut wie nicht mehr zu sehen, und das gefiel mir nicht. Wenn sie verschwanden und es zu einem Zeitenwechsel kam, dann würde die Gestalt aus meinem Griff entweichen, ohne dass ich dagegen etwas unternehmen konnte.

Es gab nur eine Möglichkeit, die ich mit den bloßen Händen durchziehen musste. Ich war innerlich dagegen, aber niemand gab mir hier eine andere Chance. Das Kreuz und die geweihten Kugeln vernichteten ihn nicht, so blieb mir nichts anderes

übrig, als es auf eine archaische Weise selbst zu versuchen.

So wie es van Akkeren mit dem Abbe Bloch getan hatte!

Für die Dauer einer Sekunde schoss mir dieser Vergleich durch den Kopf, aber baute keinen Widerstand in mir auf, denn ich legte mir die Gestalt zurecht und presste beide Hände rechts und links gegen seinen Kopf. Es war die untere Gesichtshälfte, die diesen Druck verspürte, der etwas nachließ, denn der Seelenführer war dabei, sich wieder in seine Welt zu verabschieden.

Soweit durfte ich es nicht kommen lassen.

Ich schrie, als ich den Kopf herumdrehte und gleichzeitig an ihm riss. Ich hatte auf die Weichheit des Körpers vertraut, und ich hatte damit richtig gelegen.

Ein Ruck, eine Drehung hatte ausgereicht. Plötzlich war alles anders. Als ich meine Arme in die Höhe riss, da hielt ich den Kopf des Seelenführers zwischen meinen Händen ...

Es war nicht die Zeit des großen Jubels! Ich stand auf der Stelle und war unfähig, mich zu rühren. Den Kopf hielt ich hoch und hatte ihn beim Abreißen so gedreht, dass mich die Augen anschauen konnten.

Es waren keine Augen mehr. Es waren leere Höhlen, in denen sich die Dunkelheit verlief. Es gab kein Leben darin. Kein Zittern, kein Blick, kein gar nichts.

Ein Totenkopf!

Jetzt merkte ich, dass sich meine Hände nicht um eine Haut gepresst hatten, sondern um ein Gebein, das bei stärkerem Druck splintern würde.

Ich riss den Kopf noch mal in die Höhe und schmetterte ihn dann zu Boden.

Der Aufprall war zu hören. Und dann zerbrach der Kopf in zahlreiche Teile. Die Splitter flogen in alle möglichen Richtun-

gen weg, und sie blieben unter anderem in der Masse des Körpers stecken, als wollten sie ihn damit spicken.

Dann erst schaute ich über den Rest hinweg auf die Nebelschwaden. Sie wehten nur noch als bleiche Reste durch die Luft, als wären sie mal ein einziger riesiger Lappen gewesen, der in zahlreiche Teile zerrissen worden war.

Wie der Dunst, so zog sich auch die Kälte zurück, und die normalen Temperaturen bekamen die Oberhand.

Ich wollte zur Seite gehen, aber ich taumelte mehr als ich ging, und ich war froh, als mich plötzlich zwei Hände abfangen und ich eine vertraute Stimme hörte.

»Gratuliere, Alter!«

Ich drehte mich um. Suko lächelte, nickte mir zu und sah dann, wie ich den Kopf schüttelte.

»Lass uns gehen. Hier haben wir nichts mehr zu suchen.«

»Das wollte ich gerade vorschlagen.«

Einen letzten Blick warf ich noch auf den Rest des Körpers. Er war zu einer stinkenden, schmierigen Masse geworden, die sich irgendwann ganz auflösen würde, das hoffte ich jedenfalls.

Als wir auf der großen Platte standen, stellte ich Suko eine Frage. »Wie ist es bei dir gelaufen?«

»Corinna Rice lebt.«

»Wunderbar. Hast du je an ihrem Überleben gezweifelt?«

»Doch, schon, aber das erzähle ich dir später ...«

ENDE